

Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor(en): [s.n.]

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **79 (1983)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

Annegret von Wedel-Wolff, Geschichte der Sammlung und Erforschung des deutschsprachigen Volkskinderliedes und Volkskinderreimes im 19. Jahrhundert. Göppingen, Kümmerle Verlag, 1982. 219 S. (Göppinger Arbeiten zur Germanistik, 339).

Das Buch zeichnet die Entwicklung der deutschen Kinderliedforschung nach von den frühen Ansätzen bis zu F. M. Böhmes Standardausgabe von 1897. Zwei einleitende Kapitel befassen sich mit den erst im 18. Jahrhundert gegebenen Voraussetzungen für das Hervortreten des Kinderlieds aus der Unbeachtetheit: dem Umschwung in der Pädagogik und dem erwachenden Interesse an den Mundarten, am Brauchtum und am Volkslied überhaupt. Ausführlich und anschaulich und, wie es sich von selbst ergibt, ständig den Blick auf die allgemeine Geschichte der Volksliedforschung gerichtet, stellt die Autorin im weiteren vor, was mit den – bezeichnenderweise noch in den Anhang verbannten – Kinderliedern in «Des Knaben Wunderhorn» seinen eigentlichen Anfang nahm. Die Folge der ganz oder teilweise dem Kinderlied gewidmeten, auf bestimmte Gegenden beschränkten oder überregionalen, wissenschaftlich orientierten oder auf den praktischen Gebrauch ausgerichteten Sammlungen zeigt, dass die Kinderliedforschung sich nicht eben geradlinig entwickelt hat. Die Idealisierung des Gegenstands, einerseits zwar der Impuls für eine theoretische Beschäftigung mit ihm, hat doch diese dann auch wieder beeinträchtigt. Die romantische Vision des Kinderreims als eines Relikts aus verklärter Vergangenheit und eines Spiegels der heilen Kinderwelt sah an einigen seiner wesentlichen Merkmale vorbei; u.a. an seiner Wandlungsfähigkeit und Aktualisierungsfreude, die ihn auch in weniger ideale und heile Sphären wie diejenigen der Politik und der Erotik vordringen lassen. Dafür fanden die Spekulationen der mythologischen Schule einen geeigneten Nährboden, die Versuche, im deutschen Kinderreim den westgermanischen Göttern auf die Spur zu kommen. Doch lässt sich – anhand der sorgfältig profilierenden Präsentation – sehr schön verfolgen, wie die wirklichen Einsichten gleichwohl in das Wesen des Kinderreims und die Grundforderungen wissenschaftlichen Sammelns und Aufzeichnens schon früh und immer wieder durchzubrechen vermögen: die Erkenntnis, dass es dem Kinderreim gar nicht so sehr um den Sinn, sondern viel mehr um das Spiel mit sprachlichen und metrischen Formen geht, dass überhaupt die Variation, der ständige Umformungsprozess von grösster Bedeutung ist, die Beobachtung, dass vieles aus dem Bereich des Erwachsenenlieds übernommen und in diesen Prozess hineingezogen wird, dann die Aufmerksamkeit auf das jeweils aktuelle Repertoire einer bestimmten Region, das Interesse für die geographische Verbreitung der einzelnen Typen, das Innewerden der Funktionsbezogenheit des Kinderreims, die Besinnung auf die Unterschiede zwischen Volkskinderlied und Kunstkinderlied, der Blick für schichtenspezifische Unterschiede, die Ablehnung selektionistischen Vorgehens und das Bemühen um philologisch-kritische Methodik. All dies bahnte sich bereits in der ersten Hälfte des Jahrhunderts an, bevor es von der mythologischen Welle überrollt wurde, um im letzten Drittel erneut hervorzutreten und sich endgültig zu verfestigen, bei aller Rückfälligkeit des Böhmischen Kinderliedverständnisses.

Die Arbeit bietet nicht nur eine Übersicht, sondern setzt auch Akzente, beispielsweise mit der m.E. sehr berechtigten Hervorhebung des 1872 erschienenen Aufsatzes «Die Volkspoesie und das Kind» von W. Götze, oder auch dort, wo die Abkehr vom Relikt zum Liedgut der Gegenwart in ihrer Behinderung durch die Zensur besonders beleuchtet wird.

Emily Gerstner

Peter Röllin, St. Gallen. Stadtveränderung und Stadterlebnis im 19. Jahrhundert. Stadt zwischen Heimat und Fremde, Tradition und Fortschritt. St. Gallen, Verlagsgemeinschaft St. Gallen, 1981. 540 S., 253 Abb.

Die ausführliche und leicht lesbare Darstellung des Kunsthistorikers und Volkskundlers Röllin verzichtet auf jede Wertung aus kunstkritischer Sicht; das Anliegen des Verfassers ist es, zu zeigen, wie das bauliche Geschehen – im Spannungsfeld zwischen Traditionalismus und liberaler Fortschrittsbegeisterung – von der betroffenen Bevölkerung erlebt worden ist. Die Zeugnisse für das unterschiedliche Erlebnis der Stadtveränderungen und des Stadtwachstums und für die damit verbundenen öffentlichen Auseinandersetzungen entnahm der Verfasser hauptsächlich der lokalen Presse. Es versteht sich von selbst, dass die veröffentlichten Meinungen in erster Linie von Einzelpersonen aus der sozialen Oberschicht, insbesondere von Ortsbürgern stammen, die Träger der öffentlichen Meinung sind und deren Interessen in der Regel nicht denjenigen der breiten Basis der Bevölkerung entsprechen. Die öffentliche Meinungsbildung wurde gefördert durch die Verfassungsänderung von 1831, die die Anerkennung der Handels- und Gewerbefreiheit und die verbesserte Rechtsstellung der Niedergelassenen zum Inhalt hatte; sie wurde ausserdem gefördert durch die Einrichtung der Gemeindeversammlung und durch das Petitionsrecht, das mehrmals benützt wurde, zum Beispiel mit Bezug auf den Abbruch der alten Stadttore. Wichtige Gelenkstellen des städtischen Lebens waren auch die vielen damals entstehenden Vereine und Gesellschaften, deren Tätigkeit sich auch städtebaulich auswirkte (Gesellschaftshäuser, Gesellenhaus, Vokshaus). Zahlreiche von Röllin sorgfältig analysierte Zeitungsberichte, darunter auch Feuilletons, geben ein farbiges Bild vom Nebeneinander der verschiedenen Volksschichten und deren Wohnlagen: Handwerker in den «Vorstädten», Fabrikarbeiter und Dienstboten im dichtbesiedelten Linsebühlquartier, Herrschaften auf dem Rosenberg, vor der Stadt und auf dem Lande. Der Verfasser orientiert auch über die von Carl Landolt im Jahre 1897 auf Veranlassung der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft durchgeführte Wohnungsenquête, die Aufschluss über die damaligen Wohnungsgrössen und über die Mietpreise gibt. Für die untere Schicht, die nach Landolt 54,7% der Stadtbevölkerung ausmachte, war das wichtigste Stadterlebnis die Wohnungsnot und die Wohnverhältnisse überhaupt, die im Juni 1883 zu eigentlichen Krawallen in der Stickereistadt geführt hatten.

Die Stadtveränderungen, die nicht nur das Bauwesen betrafen, führten im Zuge der starken Zuwanderung aus ländlichen Gebieten und aus dem Ausland zum Wandel der Sprache, der Umgangsformen, der Mode, des Musikbetriebs und der volkstümlichen Vergnügungen, was streitbare Gegner des Neuen auf den Plan rief, während andere still dem Alten Nachtrauernde in der Beschäftigung mit der Stadtgeschichte und im Sammeln von Altertümern eine Kompensation suchten. Städtebaulich zeigte sich der Einfluss der Traditionalisten gegen Ende des Jahrhunderts in der Wiederaufnahme alter Baumotive wie Erker und Türmchen.

Einen wichtigen Stellenwert nimmt in dem Werk das klassenübergreifende Erlebnis des ersten Eisenbahnzuges im Jahre 1856 ein; es gab Anlass zu einer Flut von enthusiastischen Berichten und Zukunftsplänen, aber auch zu besinnlichen Betrachtungen und nicht zuletzt zu Witzen. Das Interesse an städtebaulichen Fragen zeigte sich besonders rege in der Diskussion um den Abbruch und den geplanten Neubau des 1563/64 erstellten und nun baufällig gewordenen Rathauses. «Selbst die hart umkämpfte Arbeiterfrage und die Schaffung des Eidgenössischen Fabrikgesetzes in den 1870er Jahren», schreibt Röllin, «erreichten – quantitativ verglichen – nicht jene Häufung von veröffentlichten Meinungen und Urteilen wie die sogenannte Rathausfrage». Bei der Auseinandersetzung um «St. Gallens grössten Bauspektakel im 19. Jahrhundert» standen jedoch nicht zuletzt die Kostenfrage und die zu erwartende Steuerbelastung im Vordergrund.

Der hier aus Platzgründen nur dürftig wiedergegebene, vorzüglich illustrierte

Inhalt eröffnet pionierhaft ein neues Arbeitsfeld für alle diejenigen, die sich für Fragen des städtischen Denkens und Erlebens im Zusammenhang mit dem Wachstum der Städte interessieren. Arnold Niederer

Geschichte der Alltagskultur, hrsg. von *Günter Wiegelmann*. Aufgaben und neue Ansätze. Münster, F. Coppenrath Verlag, 1980. 174 S., Abb. (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 21).

In volkskundlichen Titeln begegnet das Wort Alltag neuerdings häufiger. Anscheinend soll es für Bereiche des Daseins eintreten, die zuvor zu kurz gekommen sind. Diese Frage wäre längerer Betrachtungen wert. Der Untertitel des vorliegenden Bandes «Aufgaben und Ansätze» deutet auf des Herausgebers Ansicht, es sei ein neuer Anfang zu machen. Der Band enthält die Texte von Referaten, die anlässlich einer Jubiläumstagung der Volkskundlichen Kommission für Westfalen im Mai 1978 unter dem Thema «Historische Sachforschung» gehalten wurden. Die Titeländerung begründet Wiegelmann damit, dass «Sachforschung» ausserhalb der akademischen Volkskunde schwer verständlich sei – begreiflich im Zeitalter der «Sachbücher» jeglichen Inhalts. Aber auch viele Vertreter des Faches haben Wort und Sache, namentlich die Sache Sache, so wie sie von ernstzunehmenden «Sachforschern» gemeint und begriffen werden, bisher nicht kapiert, da sie offenbar vielfach noch meinen, es drehe sich um das Sortieren von materiellen Gegenständen um ihrer selbst willen. Unselige Vorstellung: eine Kunde greifbarer, «toter» Dinge liesse sich absetzen von der verbal tradierten «geistigen» oder «sozioökonomischen» Kultur und das gelte für den weiten Bereich von der Siedlung über das Haus bis zum kleinsten Gerät, vom Wohnwesen bis zu den Formen der Ernährung. Diesem das Fach anscheinend immer noch belastenden Unverständnis muss entgangen sein, in welchem Masse das Leben mit dem Instrumentarium dinglicher Art verflochten ist und wie sich in seinen Gebrauchs- und Erscheinungsformen geistiger und sozialer Wandel ausdrückt.

Der Rahmen ist weitgespannt: über den gegenwärtigen Stand der Mittelalter-Archäologie, zu verstehen als Erforschung von Kultur Spuren unter der Erdoberfläche (*H.-G. Stephan*, Göttingen), insbesondere der Befunde aus der spätmittelalterlichen Stadtkultur (*G. Jaritz*, Krems), Forschung in den Archiven der öffentlichen Verwaltung nach Art der «Münchner Schule» (*R.-E. Mohrman*, Münster), «flächendeckende» Feldforschung als Aufgabe der Freilichtmuseen (*H. Ottenjann*, Cloppenburg). Diese Gruppe der Beiträge bezieht sich jeweils auf alle Sparten dinglicher Überlieferung, unterschieden nach Art der Quellen und der durch ihre Eigenart bedingten Methoden. Andere Beiträge betreffen begrenzte Sachgruppen: historische Hausforschung (*K. Bedal*, Bad Windsheim), Keramikforschung (*W. Lennemann*, Lünen, und *I. Bauer*, München), auch historische Kleidungsforschung (*W. Hansen*, Detmold). *G. Wiegelmann* umreist in seiner Einführung das Gesamtthema, gibt einen Abriss der Forschungsgeschichte, kennzeichnet das Verhältnis der «Sachforschung» zu benachbarten Wissenschaftsbereichen und schliesst auch sein Spezialgebiet, die historische Nahrungsforschung, ein. *R. Schmidt-Wiegands* Beitrag besteht in kritischer Würdigung und erneuter Aktualisierung der Forschungsrichtung, die durch Mehringers Prägung «Wörter und Sachen» gekennzeichnet ist.

Allen Referenten muss man hohe Kompetenz bescheinigen. Alle kennzeichnen einhellig das Ziel: Einsicht in soziale Daseinsformen, historischen Wandel, geistige Einstellungen. Dabei ist das materielle Objekt Quelle abstrahierbaren Wissens, kann aber auch zur Bedeutung des «Monuments» aufsteigen – dieses Motiv kommt wohl etwas zu kurz (wozu gibt es Freilichtmuseen und Museen überhaupt, wenn alles auch aufs Papier projizierbar wäre?). Habe und Gebrauch von Gütern zur Lebenserleichterung als Kennzeichen sozialen Standes (Möbel, Keramik), Dinge und Zeichen zur Unterscheidung von Beruf oder Familienstand

(Kleidung, Schmuck), Sonderung von Spielarten lokaler und regionaler Lebenspraxis, Innovation als «Fortschritt» und als lokale Ausbreitung, Handel als Vehikel des Austausches zwischen Regionen, Sprache als geistiges Wort-Instrumentarium im Verhältnis zum dinglichen Instrumentarium, Haus und Wohnung als Szenarium sozialen Lebens, das sinnvoll gestaltete Ding als Steigerung vom Behelf zum ingeniosen Werkzeug und zum schönen Gegenstand – man könnte noch viele weitere Aspekte der Investierung von Geist in materielle Form und Ordnung zitieren, wie sie seit Jahrzehnten manchem Forscher vorschwebten, der als Stoffhuber abqualifiziert wurde.

Wo zeigen sich die neuen Ansätze? Sie liegen im Bemühen um methodische Quellenkritik, um Systematisierung und Organisation der Arbeit, in dem Streben nach «Flächendeckung», d.h. möglichst vollständiger Erfassung der noch lokalisierbaren Überlieferung (Hausbau, Möbel), nach Ausschöpfung von «Massenquellen» (etwa Hinterlassenschaftsinventare), Nutzung neuer technischer Verfahren (Dendrochronologie) und fachgrenzenüberschreitender wie vergleichender Forschung. Letztere kann der Einzelne heute offenbar nicht mehr leisten. Die Stichworte aber bezeichnen wohl wirklich die Aussicht auf neue und tiefere Einblicke in Zusammenhänge historischer Art. Allen Autoren geht es vornehmlich um historische Erkenntnisse.

Den Rezensenten beeindrucken am stärksten die Beiträge von Bedal und Hansen. In eigenen Arbeiten hat ersterer erwiesen, dass die Möglichkeit, Hölzer zu datieren, ein zeitliches Gerüst schafft, dem Einblicke auch in den mittelalterlichen Hausbau zu verdanken sind. Die Dendrochronologie bestätigt vielfach die Ergebnisse der von Jost Trier begründeten, von Josef Schepers, Gerhard Eitzen u.a. weiterentwickelten Gefügeforschung. Manchem Volkskundler mag diese immer noch als Arkanum erscheinen; in Wahrheit erhellt sie ein Kapitel geistiger Entwicklung und führt auf Fragen auch der Handwerksgeschichte als Geschichte des Könnens (von der im ganzen Buch allerdings nicht die Rede ist). Letzten Endes aber zielen Untersuchungen auch des Bauwesens auf Erhellung des sozialen Lebens, dem das Haus diene. In dieser volkskundlichen Zielsetzung konvergieren alle Beiträge des Bandes. Hansen fordert mit Recht die Ablösung der herkömmlichen Trachtenkunde durch eine umfassende historische Kleidungsforschung, aus der richtigen Erkenntnis, dass erst das Verhältnis zwischen verschiedenen, auch historisch, regional und sozial verschiedenen Formen des Anzugs seine zeichenhafte Bedeutung erkennbar werden lässt, jeweils als Ausdruck von «Gesinnung» (dies Wort steht indessen für vielerlei, so etwa auch für religiöse oder konfessionelle Bindung, Gruppen- oder Standeszugehörigkeit u.a.). – Wiegelmanns Buch erteilt dem akademischen Fach Volkskunde, wie es sich an den deutschen Hochschulen darstellt, eine heilsame Lehre. Dabei bleibt bedauerlich, dass die in Skandinavien in seinem Sinne seit Jahrzehnten betriebene Forschung von deutscher Seite immer noch zu wenig beachtet und in ihrer Bedeutung nicht erkannt wurde. Eine passende deutsche Bezeichnung der Forschungsrichtung muss noch gefunden werden. Der Begriff Alltag trifft eine umfassende Kleidungsforschung so wenig wie die Geschichte des Hausbaus.

Ernst Schlee

Silke Göttisch, Stapelholmer Volkskultur. Aufschlüsse aus historischen Quellen. Neumünster, Karl Wachholtz-Verlag, 1981. 203 S., 14 Abb. auf Taf. (Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, 8).

Die von K. S. Kramer betreute Kieler Dissertation befasst sich mit der volkskundlichen Kultur der Landschaft Stapelholm, einem aus mehreren Geestinseln bestehenden Siedlungsgebiet von 3 Kirchspielen mit 10 Dörfern in dem weiten Niederungsgebiet im Südwesten des Landesteils Schleswig, das von Eider, Treene und Sorge gebildet wird. Diese – heute noch erkennbare – Abgeschlossenheit der Lage hat schon im späten Mittelalter zu einer gewissen Eigenständigkeit geführt,

die zwar politisch in der Folgezeit allmählich wieder verlorenging, die sich aber in vielen Erscheinungen der landschaftlich-dörflichen Selbstverwaltung und auch im bäuerlichen Selbstbewusstsein bis weit in das 19. Jahrhundert gehalten hat.

Die Verfasserin geht solchen Erscheinungen mit Hilfe einer sorgfältigen Analyse des umfangreichen archivalischen Quellenmaterials (allein über 100 Bände Gerichtsprotokolle der Landvogtei Süderstapel) nach und setzt sie in Beziehung zu Erscheinungen vergleichbarer Art im übrigen Schleswig-Holstein.

Von den insgesamt 10 Kapiteln der Arbeit seien die folgenden genannt, um die Breite des Ansatzes zu kennzeichnen: Gemeinwesen, Gilden, Brauch, Gesindewesen und Armenwesen. Dahinter verbirgt sich eine Fülle von Einzelercheinungen, in denen sich das Selbstverständnis einer konservativ eingestellten bäuerlichen Schicht widerspiegelt, die trotz – oder wegen – wirtschaftlicher Verarmung strikt auf Wahrung des materiellen und rechtlichen Besitzstandes bei Abwehr aller Ansprüche von seiten der landlosen Bevölkerung und der staatlichen Verwaltung bedacht war. Das führte notwendigerweise immer wieder zu Kollisionen der bäuerlichen Interessen mit den Anordnungen staatlicher Instanzen und fand seinen Niederschlag in dem umfangreichen «Papierkrieg», der bereits angedeutet wurde.

Das letzte Kapitel «Eine Gegenwart aus der Vergangenheit?» befasst sich mit den Bemühungen einer Wiederbelebung und Stärkung des Stapelholmer Heimatbewusstseins durch Heimatfeste, Trachtenwesen und Heimatchroniken unter Verwendung von Versatzstücken brauchtümlicher oder historischer Art, die im Volksbewusstsein als besonders «typisch für die Landschaft Stapelholm» betrachtet werden. Man mag solchen Bemühungen kritisch gegenüberstehen, trotzdem ist nicht zu übersehen, dass die Stapelholmer ihre Landschaft auch heute noch als eine geschlossene kulturelle Einheit verstehen. Für den Aussenstehenden, der die Landschaft Stapelholm und ihre Menschen nicht auf Grund archivalischer Untersuchungen, sondern durch praktische Feldforschung kennengelernt hat, bildet die Arbeit von Silke Götsch eine hilfreiche und nützliche Ergänzung und Weiterführung, die vieles, was sich als «Befund vor Ort» zunächst nur zur Kenntnis nehmen lässt, in grössere wirtschaftliche und soziale Zusammenhänge eingliedert und verständlich macht. Für Schleswig-Holstein möchte man sich mehr solche Arbeiten wünschen.

Arnold Lühning

Helmut Huber, Gebet- und Liedgut um Tod und Begräbnis aus Niederösterreich. Mit einem Beitrag von *Walter Deutsch*. Wien, VWGÖ, 1981. 435, XXXIII S., Abb., Karten, mus. Noten.

Im vorliegenden Band veröffentlicht der Autor die Gebete, Formeln, Sprüche und Lieder, die er bei 1972/73 durchgeführten Erhebungen zu seiner Dissertation (Totenbrauchtum in Niederösterreich. Häusliche Leichenwache in der alpinen Zone. Erscheinungsformen des 20. Jahrhunderts, Wien 1981. Dissertationen der Universität Wien, 149) mitaufzeichnete. Die Tatsache, dass von einigem hauptsächlich durch Gerlinde Haid beigebrachten Totenliedmaterial abgesehen, das bei niederösterreichischen Leichenfeiern und Totenwachen gebrauchte Gebet- und Liedgut bisher von keinem grösseren Feldforschungsunternehmen erschlossen worden ist, macht diese Sammlung zu einer wichtigen Dokumentation. Zusätzlich an Wert gewinnt sie noch insofern, als Huber seine (und einige Rundfunk-) Aufzeichnungen durch eine Fülle von Belegen aus den Handschriften der Vorbeter und Sänger, aus Flugblättern sowie gedruckten Liedersammlungen und Gesangbüchern ergänzt. Hierdurch wird dem Leser nämlich ein Eindruck von der Überlieferungsgeschichte des Materials vermittelt, nicht nur, was die Dauer der (zumeist schon im 18. Jahrhundert einsetzenden) Tradierung, sondern auch die Art und Weise dieses Vorgangs betrifft. In bezug auf letztere lässt sich an den Zeugnissen deutlich ablesen, wie wenig das beliebte Bild vom sowohl einglesigen als auch kontinuierlichen Verlauf der mündlich-schriftlosen Überlieferung mit der

Wirklichkeit übereinstimmt, die sich vor allem im Neben- und Nacheinander einer Vielzahl von Quellengattungen spiegelt. In diesem Zusammenhang muss man allerdings bedauern, dass Präsentation und Unterscheidung der zu einem Liedtyp gehörigen Belege gelegentlich etwas verwirrend ausfallen: so folgt der dem handschriftlichen Liederbuch der gleichen Gewährsperson entnommene Text nicht immer unmittelbar auf die (nur mit der Gengangsstrophe zitierte) Tonaufzeichnung (s. z. B. S. 101 ff.), andererseits erscheint uns die teils mit, teils ohne Buchstaben arbeitende Gliederung hin und wieder inkonsequent gehandhabt (vgl. S. 205 ff. mit S. 313 f.). Missverständlich wirken im übrigen auch jene Fälle, bei denen in Art von Mischredaktionen die Transkription des Liedanfangs direkt und ausschliesslich mit der aus der Handschrift einer anderen Gewährsperson stammenden Fortsetzung kombiniert ist (s. u. a. S. 107 ff.).

Etwa ein Fünftel des in diesem Band versammelten Materials nehmen die (nicht liturgisch gebundenen) Gebete, Formeln und Sprüche zum Totenbrauchtum ein, unter denen die «Beurlaubungen» oder «Abbitten» überwiegen. Die inhaltlich zusammengehörenden Texte sind geographisch geordnet. Was die Klassifikation der Lieder angeht, so bedient sich Huber hinsichtlich der von Walter Deutsch und Helga Thiel vorgeschlagener Kategorien und Gattungen: objektgebundene (Abschieds-/Beurlaubungs-, Totentanz-, erzählend, belehrende und betrachtende, Arme-seelen-, Widmungs-, Begräbnis- bzw. Friedhofslieder) und objektungebundene Lieder (geistliche und weltliche Lieder). Zur letzteren Gattung zählen Lieder, deren Verwendung als Totenlieder sich nicht selten nur auf ein Wort oder eine weit hergeholte Assoziation gründet (s. bes. Moritaten, Soldaten, Scherz- und Heimatlieder; das angeführte Almlied enthält im Grunde genommen nichts, was diese Funktion nahelegte).

Abgerundet wird der Materialteil des Buches durch eine Reihe von nützlichen Kurzeinführungen, Karten (Aufzeichnungsorte der Lieder; Verbreitung des Totenwachtsingens in Niederösterreich; prozentualer Anteil der diversen Kategorien und Gattungen am Liedmaterial; gesellschaftliche Stellung der Träger, verbunden mit dem Stellenwert des Singbrauchs innerhalb der Totenwache) und Registern (Vorbeter; biographische und Repertoireangaben zu den Sängern; Liedinzipits); von musikethnologischer Seite aus fügt W. Deutsch abschliessend mehrere wertvolle «Bemerkungen zu den Melodien der Lieder und zur angewandten Singpraxis beim Totenbrauchtum» an. Jürgen Dittmar

Artes Populares 7. Oblata folclorica et ethnologica Emerico Katona sexagenario dedicata. Budapest, Loránd Eötvös Universität, Folklore-Institut, 1981. 290 S., Abb.

Band 7 dieses schon 1970 gegründeten, regelmässig aber erst seit 1979 erscheinenden Jahrbuchs des Folklore-Instituts an der Budapester Loránd Eötvös Universität, der Imre Katona anlässlich seines 60. Geburtstags zugeeignet ist, vereint eine grössere Anzahl thematisch unterschiedlicher Aufsätze und Gastvorträge aus den Bereichen Folkloristik und Ethnologie. Von den zum Glück jeweils alle in einer Weltsprache abgefassten Beiträgen sollen hier diejenigen in wenigen Stichworten charakterisiert werden, die für den Volkskundler von Relevanz sind. *Giovanni B. Bronzini* befasst sich mit der sozialpolitischen Poesie italienischer Intellektueller (bes. Rocco Scotellaro), die nach Stil und (im Sinne Gramscis «Welt und Leben» des Volkes artikulierender) Ideologie volkstümlich genannt werden darf. – *József Burszta* würdigt die Leistung Oskar Kolbergs (1814–90), dessen ethnographische Regionalmonographien die «materielle Grundlage für die polnische Ethnographie und Folkloristik» darstellen. – *Milan Lešák* äussert sich zum Problem der empirischen Erforschung der gegenwärtigen kollektiven ästhetischen Normen, deren Veränderungen die Entwicklung volkstümlicher Überlieferungen beeinflussen. – *Leonardas Sauka* formuliert einige Perspektiven einer vielseitigen Stilanalyse der

Märchen-Intonation. – *Béla Köpeczi* schildert die Polemik Voltaires gegen den Vampir-Aberglauben, den Pater Calmeiden einem wiederholt aufgelegten Buch (1. Aufl. 1746) auch durch ungarische in elege zu untermauern suchte. – *Léna Szilárd* beschäftigt sich mit der Genese ^{der} zu Ehren des hl. Konstantin und seiner Mutter Helena am 21./22. Mai in einige ^{zu} Dörfern Südostthakiens aufgeführten Feuertanzes (Anastenaria). – *Kincső Verei* zeigt, dass die in ungarischen Quellen des 16./17. Jahrhunderts vorhandenen ^{Leb}ewörter aus Turksprachen, die sich auf Stoffe und Kleidung beziehen, kultur^{an}schichtlichen Aussagewert besitzen. – *Emese Kovács* berichtet von Feldforschun^{sch}en in dem Dorf Zsombó bei Szeged mit dem Ziel, dessen «social stratification» ^{en}stzustellen; dabei werden die Tabellen aus einer 1979 erschienenen ungarischen stablikation, in die das statistische Datenmaterial eingegangen ist, kurz skizziert. ^{ub} *Vilmos Voigt* informiert über eine geplante Veröffentlichung, die die Ergeb^{isse} einer unter semiotischem Aspekt durchgeführten Gemeinschaftsuntersuch^{ung} der Maifeier von 1973 in Budapest präsentieren soll. – Zum Abschluss des ^{ng}andes beginnt mit dem Abdruck eines Essays von *Gyula Ortutay* über die Prinz^{arien} der oralen Tradition eine Serie, die von Zeit zu Zeit Manuskripte aus dem ^{ie}isitz des Archivs des Folklore-Instituts der Öffentlichkeit zugänglich machen ^{es}hönchte.

Jürgen Dittmar

nö

Hans Egli, Das Schlangensymbol. Geschichte – Märchen – Mythos. Olten u. Freiburg i.Br., Walter-Verlag, 1982. 324 S., zahlreiche Abb.

Egli bietet eine globale Behandlung des Themas, wobei er von der Paiwah-Urbevölkerung in Taiwan ausgeht, die er als Missionar und Forscher eingehend untersucht hat. Seine anthropologische Betrachtungsweise bezieht auch volkskundliche Daten ein. So finden sich z.B. bei den Themen: Schlange als Seelentier, Schutzgeist des Hauses, Spenderin des Regens, Hüterin von Schätzen, Vermittlerin der Tiersprache viele Entsprechungen zu asiatischen und mediterranen Volkserzählungen in Europa. Das indische Motiv von der Schlange mit den Perlen (und später mit der Krone) findet sich u.a. auch im Berner Oberland, im Kanton Zürich, in der Zentralschweiz und im Waadtland. Über den «Drachenkampf» breitet Egli ein reiches Material aus den verschiedensten Kulturen aus (das Drachentötermärchen hat eine berühmte Entsprechung in der Legende vom heiligen Georg).

Der Anhang gibt eine gute Zusammenfassung zum Schlangensymbol im Traum. Egli möchte mit seinem Buch, das Gelehrsamkeit mit Lesbarkeit zu vereinen weiss, vor allem einen «Raster» bieten, «das heisst, der Leser sollte seine eigenen Kenntnisse von Schlangenphänomenen an der entsprechenden Stelle des Modells ansetzen und einordnen können» (S. 11).

Walter Heim

Christian Simon, Untertanenverhalten und obrigkeitliche Moralpolitik. Studien zum Verhältnis zwischen Stadt und Land im ausgehenden 18. Jahrhundert am Beispiel Basels. Basel/Frankfurt a.M., Verlag Helbing u. Lichtenhahn, 1981. 366 S. (Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft Bd. 145).

An dieser gescheiten soziologisch-historischen Dissertation aus der Schule von Markus Mattmüller, die auf eingehenden Studien auch entlegener Quellen basiert, darf der Volkskundler nicht vorbeigehen.

Die letzten Jahrzehnte des Ancien Régime sind auch in Basel geprägt durch eine sich verstärkende Einflussnahme auf die ländlichen Untertanen, «welche uns der Himmel zu beherrschen anvertraut hat» (so noch Isaak Iselin, S. 95). Zu deren ewigem Heil, irdischen Glückseligkeit und, nicht zu vergessen, leichteren Beherrschbarkeit suchen Obrigkeit und Staatskirche vereint städtisch-oberschichtliche Normen durchzusetzen. Ausführlich stellt Simon die städtischen Institutionen dar, an denen dann die Möglichkeiten der Beeinflussung erörtert werden (Repressionsstrategie des Staates, Über-Ich-Strategie der Kirche; dieser geht es nach dem Verfasser darum, «dem Untertanen ein Gewissen einzupflanzen»,

S. 90). Er exemplifiziert das Vorgehen der Herrschenden an der Ehegerichtsordnung.

Den Bemühungen der Obrigkeit widerstreitet das brauchtümliche Normverhalten der Landbewohner, das durch den «Dorfgeist» und die Knabenschaften gestützt wird. Eindrucksvoll werden die Auseinandersetzungen zwischen den behördlichen und den überkommenen ländlichen Normen, voran den Sexualnormen, herausgearbeitet, und zwar an konkreten Fällen aus einer kurzen Zeitspanne (1765–1797) in einem engbegrenzten Gebiet (Kirchgemeinde Sissach/BL). Überzeugend wird der geringe Erfolg der staatlich-kirchlichen Massnahmen erklärt.

Die Bedeutung der Arbeit für die historische Volkskunde lässt sich schon an vielen Stichwörtern des Registers ablesen (etwa: Brauchtum, Betttag, Ehepfand, Ehrenzeichen, Gadensteigen, Kirchengzucht, Treu und Glauben). Zu einem Problem kann Simon allerdings nichts bestimmtes Neues beitragen, zu dem der Knabenschaften: Sie werden zwar als entscheidende Instanz für die Regelung des vorehelichen geschlechtlichen Verhaltens eingeführt, ohne dass sich aber aus den benützten Quellen Konkretes über Form und Rolle ergäbe. – Schliesslich scheint uns, es seien bei der Beurteilung der städtischen Herrschaftsverhältnisse, die einer Verurteilung nahe kommt, moderne Auffassungen allzu sehr wegleitend gewesen – fällt es in der heutigen «permissiven» Gesellschaft so schwer, die Sexualnormen von einst nicht nur als Zwang, sondern auch als Wohltat und als Schutz (nicht zuletzt der Frau) zu sehen?

Eduard Strübin

Peter Burke, Helden, Schurken und Narren. Europäische Volkskultur in der frühen Neuzeit. Hrsg. und mit einem Vorwort von *Rudolf Schenda*. Stuttgart, Klett-Cotta, 1981. 348 S.

Unter dem gleichermassen irreführenden wie offenkundig werbewirksamen Titel «Helden, Schurken und Narren» verspricht Burke eine Darstellung der «Europäischen Volkskultur in der frühen Neuzeit». Dieses globale, immerhin den Gesamtzeitraum von 1500 bis 1800 in Europa – von gelegentlichen Ausblicken in die europäische Kultur der Neuen Welt abgesehen – umfassende Unterfangen erforderte laut eigener Aussage eine «impressionistische Methode» (S. 12). Zutreffender wäre es jedoch, von «pointillistisch» zu sprechen; denn jene Kunst-richtung (um seinen Vergleich aufzunehmen) löst Form, Licht und Farbwert in Punkte auf, die sich bei Betrachtung aus der Nähe als selbständig und unzusammengehörig erweisen und erst aus der Distanz heraus zu einem Bild zusammenfügen.

Burke's solchermassen pointillistisches Essay imponiert beim ersten Durchsehen mit einer beinahe erdrückenden Materialfülle, macht gesamteuropäische Strukturen glaubhaft und entpuppt sich dennoch bei intensiverer Beschäftigung als Synopse zahlloser unhistorisch aneinandergereihter, bisweilen sogar unreflektiert übernommener Indizien: Als populär erachtetes Erzähl- und Liedgut, Festverhalten und -brauch, religiöse Glaubens- und politische Herrschaftssysteme dienen als Zeugnisse, um Vermittlungsprozesse, Aneignungen und Fortentwicklungen durch einzelne gesellschaftliche Gruppen zu verdeutlichen, Handwerkern, Bauern, aber auch Aussenseitern für sie spezifische kulturelle Formen zuzuweisen und in Beamten, Geistlichen und Reisenden Vermittler zwischen der Kultur einer kleinen Elite und den Lebensäusserungen der Massen namhaft zu machen. Dies geschieht in Fortentwicklung des Redfield'schen Schichtenmodells oft differenziert, bisweilen auch widersprüchlich. Burke scheitert dabei zusehends an dem eigenen hohen Anspruch wie an methodischen Unzulänglichkeiten. Weder die Definition von «(Volks-) Kultur» ist schlüssig noch vermittelt die Beschreibung ihrer Entdeckungsgeschichte dem Volkskundler neue Erkenntnisse. Belege aus der oft sekundären und dazu nicht immer exakt zitierten Literatur werden unkritisch übernommen; so stösst man auf die umstrittene Begrifflichkeit von

«Volkskunst» als einer für die bäuerliche Aristokratie geschaffenen Repräsentationskunst, auf die Bezeichnung der finnischen Dissertation Henrik Gabriel Porthan's (1739–1804) «De poesi Fennica P. I–IV» (Abo 1766–1778) als «wichtige frühe volkskundliche Studie» (S. 25), wo es doch im 17. und 18. Jahrhundert tausende von akademischen Schriften mit heute volkskundlich relevanter, aber niemals «volkskundlicher» Thematik gibt, auf die fehlende Unterscheidung von Zaubereidelik und Hexenwahn oder auf mehr als fragwürdige Kontinuitäten bei der angeblichen Thor-Verehrung in den skandinavischen Alpen im 18. Jahrhundert und der Christianisierung heidnischer Brauchtermine. Zudem offenbart sich die Schwierigkeit einer Geschichtsschreibung der populären Kultur in der frühen Neuzeit nicht nur an Kulturdefinitionen, sondern vor allem an der Vergegenständlichung und Schriftlichkeit von Kultur. Was sich erhielt, war immer das Besondere, das Curiosum, das den Zeitgenossen berichtenswert, späteren Sammlern auflesenswert erschien, war die durch die jeweils herrschende Ideologie vom Volke subjektivierte Literarisierung des Auffälligen. Ausführliche Quellenkritik hindert Burke nicht daran, fast ausschliesslich diese für eine Beschreibung der Realität unzulänglichen sekundären Zeugnisse auszuschreiben, die ohne jegliche ethnologische Intention bestenfalls die Interessen und Interpretationen einer kleinen gebildeten Schicht des 17. und 18. Jahrhunderts vertreten. Was somit übrigbleibt, ist eine Kulturgeschichtsschreibung des Alltagslebens im Festgewand. Die Äusserungen des weniger festlichen täglichen Lebens bleiben hingegen auf der Strecke; diese aber hätte Burke in den oft spröden und nicht immer leicht zugänglichen Archivalien finden können.

Daher tritt die uneingeschränkte Bewunderung für das zusammengetragene Material hinter dem Zweifel zurück, ob ein Buch, in dem sich nach Eingeständnis des Autors selbst vieles nur «sehr schwer beantworten lässt» (S. 54), tatsächlich der kompetenten Übersetzung durch Susanne Schenda und des lobenden Vorwortes von Rudolf Schenda wert gewesen sei. Besser recherchiert wäre Burke's Untersuchung sicherlich epochal geworden; so aber legt man sie schliesslich auch ein wenig schmunzelnd beiseite, nachdem man durch eine wohl unglückliche Formulierung in der Einleitung darüber im unklaren gelassen wird, ob Wolfgang Brückner, von Burke zu den «seit Generationen [...] historisch interessierten deutschen Volkskundlern» gezählt, noch unter den Lebenden weilt.

Christoph Daxelmüller

Francisco José Velozo, A oliveira no Direito Português. A propriedade individual e colectiva na história (Der Ölbaum im portugiesischen Recht. Das Privat- und Gemeinschaftseigentum in der Geschichte), Braga 1977. 40 S.

In dieser erstaunlich tiefgründigen und trotz ihrer Kürze umfassenden Abhandlung, welche gleichzeitig als Monographie in der Reihe «Coleção Scientia Iuridica» und als Aufsatz in der Zeitschrift «Scientia Iuridica», tom. XXVI (1977), erschienen ist, geht der Verfasser von philologischen Betrachtungen über die beiden römischen (oliv- von lat. oleum) und arabischen (azeit- von arab. az-zait) Sprachwurzeln aus, die den portugiesischen Bezeichnungen für den Olivenbaum und seine Produkte zugrundeliegen. Die Namenswahl folgte dabei nicht dem Zufall, sondern bestimmten kulturhistorischen Entwicklungen, weil die Römer zuerst die Olive als Kulturpflanze in Portugal heimisch machten, indes die Araber die gewerbliche Seite und insbesondere die Verwertung von Frucht und Öl speziell beeinflussten. Verstärkt und differenzierter noch prägen die verschiedenen kulturellen Einwirkungen die Rechtsgeschichte des Ölbaums. Während nämlich die Allmende als Gemeineigentum an Wald- und Weideland eine uralte Agrarinstitution Lusitaniens ist, konnte der Ölbaum auf solchem Gemeindeland angepflanzt werden und dennoch Privateigentum sein. In der streng individualistischen Ausprägung des Rechts am Ölbaum erhielt sich ebenso wie in den strafrechtlichen

Folgen für dessen Beseitigung oder Beschädigung das Recht der römischen Eroberer über die Jahrhunderte, welche als erste bei ihren villae die Olive in Portugal kultiviert hatten. Demgegenüber fusst das Recht über den Ölbaum, insbesondere was die Verteilung der Früchte und die Abgabe eines Drittels an den Herrn betrifft, auf Rechtsgedanken der Sueben und Westgoten, Germanenstämmen also, welche die Römer als Herren der iberischen Halbinsel ablösten. Über eine Auseinandersetzung mit den bedeutendsten Autoren, welche bisher eigenständig zum Ölbaum und dessen Kultur in Portugal Stellung bezogen haben, weitet sich die Abhandlung hier zu einem Gesamtbild der portugiesischen Kultur aus, deren lusitanische, römische, suebisch-germanische, arabische und christlich-abendländische Traditionsschichten am Beispiel einer Kulturpflanze freigelegt werden. Eine faszinierende Studie, die in immer neuen Anläufen und Analysen dem Leser eine erstaunliche Fülle von Aspekten zur Kultur- und Rechtsgeschichte, zur Rechtsarchäologie und Volkskunde, zur Agrar- und Sozialgeschichte bietet und gleichzeitig die Beschränktheit einer rein positivistisch-juristischen Sicht der Dinge blosslegt!

Wolfgang Wagner

Marie Aimée Méralville, Contes populaires de l'Auvergne. Nouvelle édition revue et augmentée. Paris, G.-P. Maisonneuve et Larose, 1982. 479 p., 4 pl. hors texte. (Collection documentaire de folklore, 10).

Die vorliegende Sammlung von Volkserzählungen rechtfertigt ihren Namen nur zum Teil, da der Band ausser a) den Volkserzählungen, b) eine grossangelegte Studie über die Volkssprache und den Dialekt (patois) der Auvergne enthält, c) eine über die Grenzen einer «Sammlung» hinausgehende Würdigung der Lebensarbeit der Aufzeichnerin (als chronologischer Abriss der Lebensstationen); hinzu kommen d) ein Häufigkeitsdiagramm der literarischen Tätigkeit von Méralville, e) ein Personenregister, f) ein bis ins kleinste gehender Oeuvrekatalog, g) ein Spiegel der Tätigkeit von Méralville in den Augen der Kritik sowie h) eine ausführliche Tabelle mit den Gewährsleuten, deren Repertoire und ein Typenverzeichnis nebst ausführlichen Anmerkungen.

Nicht gerechtfertigt wird der Hauptteil, die Sammlung, schliesslich, durch den Titel, da diese Volkserzählungen im wahrsten Sinn des Wortes keine «Volkserzählungen» sind, da die sammelnde «Autorin» sie ihrer Ursprungsform beraubt hat, indem sie sie in ein zahmes Schulfranzösisch «übersetzt» und dramatisiert hat. Frage: warum dann der Aufwand, einen Aufsatz über die «Volkssprache» beizufügen, wenn von diesem lebendigen «Bestand» Spuren nur ansatzhaft im Erzählkorpus erhalten sind? Die Erzählungen sind so sehr popularisiert, dass ihr Charakter als Erwachsenenunterhaltung auf die Schwelle der brav-züchtigen Kindergartenunterhaltung herabkastriert ist. Zudem ist es fraglich, ob Méralville die Sammlung in dieser Form herausgegeben hätte oder wirklich dem Irrglauben aufgesessen war, demnach Märchen nur für Kinder sind (die Nachlassverwalter gestehen selbst, dass eine «unvollständige» Nachlese vorliegt; wer hat daran gebastelt?). Die Schwäche der Sammlung wird ferner unterstrichen durch die kleingedruckten Anmerkungen am Ende einer jeden Erzählung; sie sind fachkundig und hastig zusammengestellt. Im Widerspruch dazu stehen die anspruchsvollen, Wissenschaftlichkeit heischenden Ausführungen zur Person der Autorin.

Insgesamt sind zweiunddreissig Erzählungen (leider bis zur Unerträglichkeit zurechtstilisiert) wiedergegeben, von denen die meisten Kontaminationen verschiedener wenngleich verwandter Typen sind. So z. B. Num. 1 AaTh 313 (Magische Flucht) + AaTh 310 (Jungfrau im Turm), Num. 6 AaTh 590 (Die treulose Mutter) + AaTh 301 (Die drei geraubten Prinzessinnen) + AaTh 461 (Die drei Haare vom Bart des Teufels), Num. 10 ein erweitertes Tiermärchen AaTh 15 (Gevatter stehen) + AaTh 41 (Der Wolf im Keller) + AaTh 2 (Schwanzfischer); ähnlich kontaminiert sind die schwankhaften Erzählungen AaTh 1380 (Blind-

füttern) + AaTh 1476 (lediglich das lokalisierte Mot K 1971). Eine interessante Form weist das Däumlingsmärchen auf; AaTh 700 mit dem Ausgang in AaTh 1653 (Räuber unter dem Baum).

Das Hauptkorpus der Märchen wird vertreten von Erzählungen, deren Häufigkeit schon aus früheren Sammlungen in Frankreich bekannt ist: Num. 7 (1696 A+B), Num. 3 (nur im französischen Katalog Delarue-Tenèze 752 C) und Num. 25 AaTh 313 (Magische Flucht), ferner das sehr typische, französische Zweibrüdermärchen AaTh 303. Es gibt eine Reihe von schwankhaften Geschichten, eher Dorfneckereien (Num. 14 und 31 a+b) mit dem Charakter von oikotypischen Eulenspiegelereien.

Sehr merkwürdig ist eine als lokalisierte ätiologische Sage vom Ursprung eines Grabsteines aufgezeichnete Fassung des Beatrixstoffes des Caesarius von Heisterbach, nämlich der Nonne, die in die Welt ging (Num. 18), und eine breit erzählte, unkommentierte Elisabethlegende (Num. 32), die das Rosenwunder zum Inhalt hat.

Michael Belgrader

Inge Schöck, Hexenglaube in der Gegenwart. Empirische Untersuchungen in Südwestdeutschland. Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 1978. 358 S., 8 Tabellen. (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 45).

An Veröffentlichungen zum Hexenglauben hat im letzten Jahrzehnt kein Mangel geherrscht. Dass die dazuzurechnenden Phänomene nicht nur von historischem oder methodologischem Interesse sind (wie es etwa die Dissertation von *David Meili* bestimmte), sondern von durchaus aktueller sozialer Relevanz, wird von der Autorin selbst sorgfältig und überzeugend dargelegt, nach Auswertung von Allensbacher Umfragen, Prozessakten, Pressemitteilungen und gewissen Erzeugnissen der neuen Okkultwelle. Einiges aus der Publikationenflut, auch solches mit wissenschaftlichem Anstrich, weist ja in ähnliche Richtungen; am bedenklichsten wohl, dass kürzlich sich sowohl ein Verlag wie offenbar Käufer fanden für die Luxus-Reedition eines so üblen, folgenschweren Machwerks wie des «Hexenhammers». Was Frau Schöck nicht erwähnt, ist die neue subkulturelle Frauen-Gegenbewegung, die das Hexen-Stereotyp ins Positive umformt und in der Öffentlichkeit gelegentlich mit Walpurgisnacht-Feiern in Erscheinung tritt. Sicher alles Grund genug, das Thema noch nicht fallen zu lassen.

Den traditionell objektorientierten volkskundlichen Studien will Inge Schöck eine problemorientierte entgegenstellen – ein sinnvoller und fruchtbarer Ansatz, der die Entstehung des Übels aus alltäglichen Verkettungen deutlich zu machen vermag, auch wenn dabei die Frage nach der Kontinuität des Vorstellungsinhalts und d.h. auch nach dem jeweiligen, auch heutigen «Stellenwert» der Hexenrolle zu kurz kommt. Basis der Analysen bilden eigene von Dritten übernommene empirische Erhebungen, die allerdings von beträchtlichen Schwierigkeiten begleitet waren (Tabu-Thema, Konfliktsituationen, Gefahr unerwünschter Feedback-Effekte, Zeitdruck) und deshalb nur vorsichtige qualitative Aussagen zulassen. Der Leser muss dadurch eine gewisse Theorielastigkeit in Kauf nehmen, die allerdings nie zum Selbstzweck wird, sondern immer dem sozial und ethisch bestimmten Erkenntnisziel untergeordnet bleibt.

Die Autorin erläutert zunächst an historischen Beispielen, dass es sich bei Hexenfällen nicht um einmalige geschichtliche Phänomene handle, die bloss als Relikte in die Gegenwart hineinreichen, sondern um typische Konstellationen. Deren Vorstellungssystem, konstitutiver Personenkreis, soziales und ideologisches Umfeld und typischer Ablauf werden anhand der Einzelfälle untersucht und mit sozialwissenschaftlichen Methoden aufgeschlüsselt (konflikt- und interaktionstheoretische Modelle). Die Ergebnisse – Koinzidenz von Konfliktsituation, subjektiven Prädispositionen (vor allem der Betroffenen), kulturell tradiertem und

akzeptiertem Erklärungsmodell «Hexe» und sozio-ökonomischer Randlage – münden konsequent in Überlegungen zu einem (präventiven) Praxiskonzept.

Das anregende, gut geschriebene Buch legt, wie Dissertationen dies sollen, Zeugnis ab von der Beherrschung des Handwerks und eigenständigem Denken. Ich möchte ihm seine innere Glaubwürdigkeit, sein nüchternes Engagement nicht weniger hoch anrechnen – auch dies sind wissenschaftliche Tugenden.

Christine Burckhardt-Seebass

Martha Bringemeier, Mode und Tracht. Beiträge zur geistesgeschichtlichen und volkskundlichen Kleidungsforschung. Münster, F. Coppenrath Verlag, 1980. VI, 302 S., Abb. (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 15).

Gedacht als Ehrengabe zum 80. Geburtstag der Autorin, wird dieser Band zum anregenden Geschenk für die Leser. Er vereinigt zwanzig Aufsätze aus beinahe vierzig Jahren, dabei nicht nur die grösseren, berühmten Abhandlungen wie «Die Abendmahlsgewandung der Frauen und Mädchen in der Schaumburger und Mindener Tracht», «Wandel der Mode im Zeitalter der Aufklärung», «Die Brautgewandung im 19. Jahrhundert» oder, sinnvoll hier mitabgedruckt, Einleitung und Schluss von «Priester- und Gelehrtengewandung», sondern auch Einzelnes, Präliminarien und Skizzen (z.T. in Erstdruck), Kommentare zu aktuellen Vorgängen, die alle die Hauptthemen akzentuieren und vertiefen helfen. Überall offenbart sich eine vorbildliche Präzision der Beobachtung (man lese die beiden frühen Aufsätze über Näherinnen und Stickerinnen der Schaumburger Tracht oder die Interpretation zweier Gemälde von Ter Borch). Exakte Anschauung verbindet sich mit profunden Quellen-, Objekt- und Geschichtskennntnissen, die weit über das eigentliche Gebiet der Kostümkunde und die angestammte Region Westfalen hinausreichen. Dadurch stossen auch historische Marginalien (etwa die beiden Artikel über Münsterländer Braut- und Marienkronen) zu Grundsätzlichem vor, und Journalistisches – «Muff aus Tausend Jahren? Die Amtstracht der Universitätsprofessoren» (1969) oder «Die Hosenmode der Frau» – darf mehr als Tagesaktualität beanspruchen. Dass für Frau Bringemeier Wissenschaft nicht vor der Praxis Halt machen muss, offenbart der kleine, für manche wohl überraschende trachtenpflegerische Aufsatz «Volkstanzgruppen in Tracht».

Was die Einzelteile zusammenhält, ist die Auffassung von Tracht als sichtbarem Ausdruck einer religiös geprägten Welt, die in zweifacher Weise göttliche Ordnung widerspiegelt, in der gesellschaftlichen (ständischen) Gliederung, in der Macht und Ohnmacht, Armut und Reichtum aufgehoben scheinen, und als Strukturierung des täglichen Lebens aus dem Kult, in Werktag – Sonntag – Fest. Historisch gesehen wären, Martha Bringemeier folgend, nur noch die bäuerlichen Schichten teilweise dieser Geisteshaltung verpflichtet, während sie mit der Französischen Revolution von den höheren Ständen zugunsten eines individuellen, säkularisierten Lebens- und Kleidungsstils aufgegeben worden wäre. Tracht und Mode werden dadurch zum unvereinbaren weltanschaulichen und sozialen Gegensatz, der sich historisch im Bruch von 1789 manifestiert hat.

Diesem (herausfordernden) Konzept, dessen Geschlossenheit zu erkennen die Sammlung leichter macht, als es Einzelaufsätze bisher konnten, stehen heute auch in der Trachtenforschung recht verschiedene Positionen gegenüber (vgl. etwa *Wolf Dieter Könenkamps* Studie zur Vierländer Tracht). Das schmälert den Wert des Bands nicht, gibt ihm vielmehr eine zusätzliche forschungsgeschichtliche Bedeutung und lässt ihn auch von daher als geeignet und fruchtbar für die Arbeit mit Studierenden erscheinen.

Christine Burckhardt-Seebass

János Honti, Studies in oral epic tradition. Budapest, Akadémiai Kiadó, 1975. 206 p.

Die Übersetzung einiger ungarisch geschriebener Aufsätze des allzu früh und unter tragischen Umständen verstorbenen, hochbegabten János Honti (1910–1945)

soll westlichen Forschern etwas von dessen Einsichten und Ansichten vermitteln. Schon allein die Titel zeugen von der philosophischen Wesensart und dem kulturhistorischen Interesse Hontis. Ich führe sie hier an und füge die in dem Buch nicht enthaltenen, aber von Tekla Dömötör bekanntgegebenen Erscheinungsdaten bei (T. Dömötör, János Honti, *Leben und Werk*, Helsinki 1978, FFC 221, S. 69): *The tale – its world* 1937; *Tale and legend* 1936; *Folktale and literature* 1936; *The background of the folktale* 1940; *The unknown folktale* 1947 postum; *On safeguarding folk traditions* 1934; *Tale-research and history of religion* 1935; *Tales and myths on death and immortality* 1936; *Orestes and Hamlet* 1945 postum.

Obwohl Honti, unter dem Einfluss von André Jolles' «Einfachen Formen» stehend, rational die Phänomene befragt, hat er gleichzeitig etwas Visionäres. Er versucht, das «Geheimnis des Geschichtenerzählens» möglichst weit zu ergründen, weiss aber, dass der Wissenschaftler dem Kunstwerk nie voll gerecht werden kann. Er will dem Leser nicht fertige Ergebnisse geben, sondern ihn an seinem Denken teilnehmen lassen. Eben deshalb ist es schwierig und auch nicht angemessen, in einer Rezension seine Darlegungen in feste Formeln zu pressen. Nur einzelne Splitter sollen hier aufleuchten: Wer im Märchen eine Toten- und Todeswelt gespiegelt sieht, irrt. Das Märchen spiegelt Vitalität, es ist selber «the triumphant poetry of life». Wenn das Spiel eine Vorübung für das praktische Leben ist, so ist das Märchen (in welchem Grenzen aufgehoben werden) ein ideales Gegenbild zur wirklichen Welt; alles kann in ihm passieren, aber es besitzt, anders als der Traum, eine logische Struktur und eine scharf ausgeprägte Form. Die Moralität des Märchens ist gleichsam egozentrisch, der Held (mit dem sich Erzähler und Hörer identifizieren) prosperiert dank Wundern, welche die Welt verändern, während in der Legende die Kraft Gottes triumphiert. Franz von Assisi ist der «Drachentöter der Legende», er zerstört jedoch das Monstrum nicht, sondern bekehrt den reissenden Wolf. Doch kann das Märchen fremde Elemente adaptieren. Es enthält sowohl die vertikale Weltansicht (Ober- und Unterwelten) wie die horizontale (Reisen in die Ferne, vgl. Brandan).

Die Bausteine des Märchens sind alt, seine Form (wohl im Mittelalter geschmiedet) ist neu. Das durchkomponierte Märchen ist keineswegs nur ein Abkömmling der lose konstruierten mythischen Erzählung. Der Mythos sucht die Welt zu interpretieren, das Märchen aber ist normativ. Grundelement des Märchens ist das Abenteuer. Die Einstellung zu ihm ist ambivalent: Held, Erzähler und Hörer geniessen die Abenteuer, aber immer im Hinblick auf das Ende, das Sicherheit und Ruhe garantiert. Der Erzähler ist weitgehend von seiner relativ konservativen Hörerschaft abhängig, deshalb treten Veränderungen in der Tradition nur langsam auf. Aber diese Tradition ist lebendig, kein blosses survival, im Gegensatz zu einem Buch oder Manuskript, das jahrhundertlang erhalten bleiben kann, auch wenn kein Mensch es liest.

Hontis Buch gibt immer wieder Beispiele, seine Kenntnis besonders der antiken und der keltischen Welt ermöglicht ihm Vergleiche. Verhältnismässig wenig die Rede ist von der Welt der Sage, aber auch sie bleibt nicht ausser acht. Gelehrtheit und lebendige Anteilnahme, Detailkenntnisse und Fähigkeit zur Gesamtschau verbinden sich in diesen Abhandlungen zu einer schönen Einheit. Max Lüthi

Gott im Märchen. Im Auftrag der Europäischen Märchengesellschaft hrsg. von Jürgen Janning, Heino Gehrts, Herbert Ossowski und Dietrich Thyen. Kassel, Erich Röth-Verlag, 1982. 180 S. (Veröffentlichungen der Europäischen Märchengesellschaft, 2).

Dem Bande «Vom Menschenbild im Märchen» [vgl. SAVk 77 (1981) 103] folgt nun einer, dessen Thema weit schwieriger zu erfassen ist, und das Vertreter der verschiedensten Fachrichtungen behandeln: O. Betz, Der abwesende Gott

in den Volksmärchen; *D. Thyen*, Transzendenz und Wirklichkeit in der Sicht der Märchen. Vom Sinn einer gläubigen Deutung der Welt; *G. Lange*, Märchen aus der Sicht eines Religionspädagogen; *P.L. Sauer*, Gleiches und Ungleiches: Wunder und Wunderbares im Märchen und in der Bibel; *F. Karlinger*, Vom Austausch der Jenseitsgestalten und Wandel der Funktion in der Volksprosa; *U. Bubenheimer*, Gevatter Tod. Gott und Tod in einem religionskritischen Märchen; *D.-R. Moser*, Christliche Märchen. Zur Geschichte, Sinndeutung und Funktion einiger «Kinder- und Hausmärchen» der Brüder Grimm; *A. Nitschke*, Was wissen die Märchen von Göttern? Echo archaischer Vorzeit; *A. Rosenberg*, Die Metamorphose des Göttlichen im Märchen; *Fr. Vonessen*, Das Märchen und die «Natürliche Offenbarung».

Mit diesen Vorträgen war dem grossen Kreis von Idealisten, die sich vor allem der Pflege des Volksmärchens widmen, eine bunte und teilweise recht widersprüchliche Anzahl von Auffassungen geboten; überaus anregend, jedoch nur schwer zu beurteilen und zu bewältigen. Wenn hier nur einige Beispiele herausgegriffen werden können, so bedeutet dies keineswegs eine Einstufung nach der Wichtigkeit der einzelnen Leistungen. Die Schwierigkeit beginnt schon bei der Frage: «Was ist ein Märchen, vor allem ein Volksmärchen?» Bekanntlich haben die Brüder Grimm in ihren Forschungen eine strengere Auslese getroffen, als dies nach der bunten Lese der KHM, die trotz der bewundernswerten Leistung der bahnbrechenden Forscher sehr vom Zufall mitbedingt ist, anzunehmen wäre. Vergleichen wir etwa KHM 44 Gevatter Tod, 105 Märchen von der Unke, 106 Der arme Müllersbursch und das Kätzchen und 175 Der Mond, so wird es kaum möglich sein, auf dieser Grundlage eine Begriffsbestimmung des Märchens zu schaffen, die ja auch vom Namen her nicht erreichbar ist. Wenn daher Ralston schon 1878 97 mythische und 103 nichtmythische Erzählungen (darunter fünfzig Schwänke) unterschied, Gomme nur auf 70 und Wesselski gar nur auf 60 Märchen bei Grimm kommt, auch Aarne eine Gruppe «eigentlicher» Märchen heraushebt, so zeigt sich hier schon, dass sehr Verschiedenes in das Tagungsthema einbezogen werden konnte, weil derartige Wesensunterscheidungen gegenüber der Grimmschen und anderen Sammlungen nicht getroffen wurden und – da es sich um keine ausgesprochen volkskundliche Tagung handelte – auch nicht getroffen werden sollten.

Eine gleiche Schwierigkeit ergibt sich mit dem Gottesbegriff. So lange nicht zwischen Mythengott und Kultgott (und deren Verquickung durch äussere Einflüsse) unterschieden wird, wie es G. Hüsing in seiner anregenden Abhandlung «Homerische Zweifel» getan hat, kommt es auch hier nicht zu der notwendigen Klärung.

Von den Vorträgen sei nur kurz hervorgehoben u.a. was G. Lange in überaus kluger Weise, auch über Deutungsrichtungen ausführt, ferner wie sich in dem Gegenübertreten von Gott und patensuchendem Vater ganz verschiedene, zeit- und tendenzbedingte Einstellungen bekunden. Diese betont auch D.-R. Moser, der die Grimmsche Marienkind-Fassung als Erzeugnis der Gegenreformation bezeichnet. Tatsächlich ist Maria hier als Ersatzgestalt mit typischen Besonderheiten in Varianten bis Osteuropa und darüber hinaus auch von Bolte-Polivka nachgewiesen, doch ist andererseits, wie dort ebenfalls deutlich dargetan, die «Schwarze Frau» mit wesentlichen Zügen reichlich bezeugt. Diese ursprünglichere Gestalt erfährt noch bestätigende Ergänzungen durch teilweise unveröffentlichte Varianten aus Österreich und deutschen Sprachinseln. – Was A. Nitschke den Tagungsteilnehmern nahezubringen versuchte, kann freilich nur Verwirrung stiften und hat keine stofflichen Grundlagen. – Als hervorragender Kenner südeuropäischer Überlieferung erweist sich abermals F. Karlinger, wobei sich Unterschiede zeigen, die in verschiedenem Menschentum begründet sind.

Karl Haiding

Helmut Sperber, Die Pflüge in Altbayern (Aussentitel). Die Entwicklung der Pflugformen in Altbayern vom 16. Jahrhundert bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. (Diss. München). Würzburg/München, Bayer. Blätter f. Volkskunde, Bayer. Nationalmuseum 1982. 273 S., 562 Abb. u. Zeichnungen. Beilage: Inventar der Pflüge in Altbayern (München 1977), 243 Inventarblätter u. 242 Abb.

Die Pflugforschung in Bayern weist bisher zwar eine Reihe von Einzelbeiträgen seit dem frühen 19. Jahrhundert, aber keine umfassende Gesamtdarstellung der greifbaren Bestände dieses wichtigen Ackergerätes auf. Man wird daher die Drucklegung dieser ersten Bemühungen in der vorliegenden von Torsten Gebhard angeregten und von Leopold Kretzenbacher mitbetreuten Dissertation aus der Sicht einer vergleichenden Pflugforschung nur begrüßen. An ihr haben zahlreiche Persönlichkeiten und Institutionen in Bayern helfend und fördernd ihren Anteil.

Der stattliche Band besteht aus einem in fünf Abschnitte untergliederten Darstellungsteil mit einem umfassenden und differenzierten Literatur- und Tabellenanhang, zahlreichen Karten und gezeichneten Abbildungen sowie aus einer Beilage, die auf 243 Inventar- und Aufnahmeblättern das erfasste Sachmaterial ausweist. Vor allem von hier aus gesehen wird Sperbers Werk bleibende Bedeutung sowohl für die Museums- wie für die Forschungsarbeit behalten, wenn es auch in seinen komplizierten Verweisapparaten für den Benützer manchmal etwas überzogen erscheint.

Gegenstand der Untersuchung Sperbers sind «der Pflug und seine Teile, seine Konstruktion und Funktion, seine Anspannvorrichtung und Zugtiere, seine Typologie und Nomenklatur sowie seine Entstehung» (S. 15). Ausgenommen bleiben hingegen die sogenannten «Sonderpflüge» sowie die sprachlichen, volksliterarischen oder brauchtümlichen Überlieferungen zum Pflug mit Einschluss von Volksglauben und Rechtsleben (S. 16). Dazu erörtert die Einleitung (S. 15–23) die Aufgabenabgrenzung auf «Altbayern» im Ausmass des einstigen kurpfälzischen Territoriums um 1800 (bzw. der heutigen Regierungs-Bezirke Oberbayern, Niederbayern und Oberpfalz), die Untersuchungszeit etwa von 1500 bis 1850 sowie Forschungsstand und Quellen; methodisch lehnt sich Sperber an die Arbeiten von H. Koren (Steiermark: 1950), E. Klein (Südwest-Deutschland: 1962–69) und U. Bentzien (Mecklenburg: 1966–72) an, folgt jedoch in der Grundterminologie in manchem auch H. Kothe, U. Berner und anderen.

Da Bayern ein ausgeprägtes Beetpfluggebiet darstellt, ergibt sich für den Verfasser sowohl von den vorhandenen Geräten (ca. 350 Pflüge und Pflugteile) aus gesehen, als auch nach den historischen (archivalischen oder bildlichen) Quellen ein deutliches Überwiegen von Formen des «altdeutschen Landpfluges», neben denen andere Grundformen des Pfluges wie Haken oder Arl nur in wenigen Restbeständen oder -bezeichnungen nachzuweisen sind. Schon dadurch erhält dieses bayerische Pflug-Werk seine völlig eigenständige Akzentuierung, wobei dem Verfasser besonders hoch anzurechnen sein wird, dass er sich trotzdem sowohl um die wenigen Altformen (Arl von Zwiesel, Hallentauer Saathaken und Häufelpflüge) als auch um die starken Erneuerungsbestrebungen im süddeutschen Pflugbau des 19. Jahrhunderts mit Umsicht und Erfolg annimmt: Haken in Altbayern (S. 52–55), Arl und Pflug in Bayern und den Nachbarräumen (S. 55–98) sowie die «Neuen Pflugformen» (Brabanter, Hohenheimer und Schleissheimer Pflug seit 1819/30) (S. 55–108) ergeben bemerkenswerte Einsichten in die Pfluggeschichte Bayerns und münden in das ebenso interessante und wichtige Kapitel über «Auflösung der historischen Pfluglandschaften seit 1850» in Bayern ein (S. 108f.). Ebenso stoffreich und gründlich behandelt sodann Sperber im vierten Hauptabschnitt «Herstellung, Funktion und Anspannung des Pfluges» (S. 111–120) und schliesst mit einem Versuch, die Bezeichnungen des Pfluges und seiner Teile nach archivalisch-historischen und eigenen Umfrage-

ergebnissen wenigstens enumerativ zusammenzufassen. In seiner Gesamtheit ergibt sich trotz der relativ späten Aufnahmen und Erhebungen durch den Verfasser für Bayern ein reiches pflugkundliches Material, zu dem schon der Autor selbst manche Fragen anmeldet. Als Grundlage weiterer Forschungen sowohl in Bayern wie auch in den Nachbarländern wird die ungemein fleissige und bemühte Bestandesaufnahme von H. Sperber sicher dankbar und als überaus nützlich zu begrüssen sein.

Oskar Moser

Ján Podolák, Tradičné ovčiarstvo na Slovensku. (Die traditionelle Schafzucht in der Slowakei). Veda, Verlag der slowakischen Akademie der Wissenschaften, Bratislava 1982.

Seit nunmehr dreissig Jahren widmet sich Ján Podolák dem historisch-ethnographischen Studium der traditionellen Landwirtschaft in der Slowakei. Von 1950 bis 1980 führte er Feldforschungen auf dem Gebiet der gesamten Slowakei durch. Vergleichende Angaben untersuchte er in den angrenzenden Ländern des Karpatenraumes sowie auf der Balkanhalbinsel. So entstand ein Werk, das wohl speziell die Hirtenkultur der Slowakei behandelt, jedoch den offenen Blick für Zusammenhänge bewahrt. Eine der Zielsetzungen der Arbeit war, darzustellen, welche Teile der Hirtenkultur ihren Ursprung auf slowakischem Gebiet hatten und welche von aussen übernommen wurden. Ausführlichstes Quellenstudium zeigte, dass Entwicklungen stattfanden, die, nach heutigen Begriffen, grenzüberschreitend waren, Strömungen flossen aus anderen Gebieten ein, welche für die slowakische Schafzucht und Hirtenkultur von grösster Bedeutung sein sollten. Angaben, die beim Studium der Archive gewonnen wurden, belegen die Schafhaltung und Hirtenkultur ab dem 9. Jahrhundert, der Epoche des Grossmährischen Reiches. Vom 14. bis 17. Jahrhundert verbreitete sich allmählich ein neues System der Almwirtschaft, welche von der Balkanhalbinsel aus im Zuge der Kolonisation nach walachischem Recht in der Slowakei eindrang und teils von fremden, teils von einheimischen Hirten verbreitet wurde. Daher entwickelten sich in der Slowakei zwei Regionen unterschiedlicher Systeme der Schafzucht; somit auch zwei Regionen mit unterschiedlichem Charakter der Volkskultur. Die eine war jene der Schafzucht der Karpatenregion. In der Lebensweise dieser Hirten und in ihrer Kultur blieben viele Elemente erhalten, welche für die Schäferkultur des gesamten Karpatenraumes charakteristisch sind. Diese Almwirtschaft und die damit verbundene Lebensweise auf entlegenen Gebirgsweiden, fern von den Dörfern, machte den Bau verschiedener Unterkünfte für Mensch und Tier notwendig. Die Erforschung der Lebensweise der Hirten auf diesen Almen (*saläs*), ihre Bauten und ihre Tätigkeiten war eine weitere Zielsetzung. In der anderen Region findet sich das System der mittelalterlichen Tieflandschafzucht. Dafür wurden nur Weideflächen, deren Meereshöhe unter 1000 m lag, genutzt. Da hier die Schafherden jeden Tag ins Dorf zurückkehrten, waren keine aufwendigen Bauten notwendig. Nur für die Nutzung des Mistes im Rahmen der Dreifelderwirtschaft brauchte man hölzerne Einzäunungen. Dieser Pferch (*košiar*) wurde so lange um- und weitergesetzt, bis das gesamte Feld gedüngt war. Jene Art der Schafzucht war integrierter Bestandteil der bäuerlichen Kultur. In der Fachliteratur blieb diese Form bisher eher stiefmütterlich behandelt. Ján Podolák ist es zu danken, dass auch das System sehr ausführlich untersucht wurde. Nach dem pädagogischen Prinzip, dass Lernen ein Prozess des Sammelns von Erfahrungen darstellt, liess J. Podolák bei seinen ausgedehnten Feldforschungen auch Studenten mitarbeiten. Die Auswertung all dieser Ergebnisse erbrachte ein Bild der Schafhaltung und der Lebensweise der Hirten des 19. und 20. Jahrhunderts. Der kulturelle Einfluss auf die heutige Schafzucht in Grossbetrieben wird aus diesen Ergebnissen ebenfalls deutlich. Der Inhalt des Buches kann in drei Problemkreise geteilt werden: Im ersten Teil werden Fragen der traditionellen

Schafzucht im allgemeinen (Vermehrung der Schafe, Erwerb durch Erbschaft, Mitgift, Aufzucht und Kauf, Arten der Kennzeichnung der Schafe nach ihren Besitzern) und der Winterbetrieb im besonderen behandelt (Unterbringung in verschiedenen Bauten, Füttern der Schafe im Winter, Arten des Schaffutters, Fütterungsmethoden, Krankheiten und ihre Behandlung). Im zweiten Teil wird dem Sommerbetrieb Aufmerksamkeit geschenkt, den Organisationsformen des Weidens auf den Tieflandweiden und den Almen (*salaš*), dem Leben der Hirten (Dingen der Schafhirten, hierarchische Differenzierung nach der verrichteten Arbeit, traditioneller Schäferlohn, Schäfer und Dorfgemeinschaft, Auftrieb, Arbeit der Schäfer, traditionelles Wohnen, Kost und Kleidung, geistiges Leben, Almabtrieb) und den Bauten auf den Almen (Lage, Almhütten für Hauptschäfer und Schafhirten, Pferche und Unterkünfte für Schafe). Der dritte Teil untersucht den wirtschaftlichen Nutzen der Schafe. Podolák beschreibt hier die traditionelle Verwertung und Verarbeitung der Schafmilch in die verschiedenen Milchprodukte wie Räucherkäse (*oštiepky*), Dampfkäse (*parenic*), Molke (*žinčica*). Weiter beschreibt er die Produktion und häusliche Verarbeitung der Wolle und des Schaffells sowie die Verwertung des Fleisches. Hier wird auch auf die Bedeutung des Schaffleisches im Volksspeisezettel hingewiesen. Eine Fülle von ausgezeichneten Bildern, den einzelnen Sachgebieten des Inhaltes zugeordnet, verleiht dem Werk ein optisches Moment. Im Anhang findet sich ausserdem eine komplette und sehr präzise Bibliographie der Werke, die sich mit Schafzucht, Hirtenkultur, Almwirtschaft und Landwirtschaft im allgemeinen beschäftigen sowie auch ein ausgiebiger Quellennachweis. Aus dem Aufgezeigten erkennt man den grossen Bogen, den der Autor von osteologischen und anderen archäologischen Funden über die kulturhistorische Seite bis hin zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte spannt. Dieses Werk stellt durch seine Bandbreite eine echte Bereicherung der volkskundlichen Fachliteratur dar und zeigt, zu welcher grossartigen Leistungen ernstgenommene ethnographische Forschung fähig ist. Ján Podolák gelang mit diesem hervorragenden Buch ein bedeutender Beitrag zur materiellen und geistigen Volkskultur des mittel- und osteuropäischen Raumes. Dieses Buch wird sicher nicht nur von Ethnographen mit Freude zur Hand genommen. Auch die Vertreter der Fachwissenschaften aus dem Gebiet der Kultur- und Wirtschaftsgeschichte, der Folkloristik, der Sprachwissenschaft und der Landwirtschaft, insbesondere der Viehzucht, werden es mit Interesse lesen. Hans Werner Bousska

Wolfgang Mieder, International Proverb Scholarship. An annotated Bibliography. New York and London, Garland Publishing Inc., 1982. 613 S. (Garland Folklore Bibliographies, 3).

Während mehr als zwei Jahrhunderten hat das Studium des Sprichwortes das Interesse von Volkskundlern, Philologen und Literaturwissenschaftlern auf sich gezogen. Zahlreiche Bibliographien haben denn auch bereits versucht, etwas zur Übersichtlichkeit dieses immensen, interdisziplinären Studienbereiches beizutragen, so zum Beispiel Otto Molls Werk aus dem Jahr 1958, die *Sprichwörterbibliographie*. Im Gegensatz zu fast allen bisherigen Sprichwortbibliographien hat Wolfgang Mieder Sprichwortsammlungen aus seiner Arbeit ausgeschlossen und sich ausschliesslich Werken wissenschaftlichen Gehaltes zugewandt, und Alan Dundes übertreibt in seinem Vorwort sicher nicht, wenn er prophezeit, dass die umfassende Bibliographie zu einem unersetzlichen Nachschlagewerk für Parömiologen werden wird.

Die 2142 (!) Eintragungen sind alphabetisch nach den Nachnamen der Autoren geordnet, und jede Nummer verfügt über eine prägnante Zusammenfassung, aus welcher Inhalt, Forschungsrichtung und Qualität der betreffenden Arbeit hervorgeht. Drei Indizes erschliessen diese Fleissarbeit Mieders, wobei der sehr detaillierte Sachindex die fachliche Breite am besten illustriert: Fachwörter

aus Linguistik, Semiotik, Rhetorik, Kulturanthropologie, Psychologie, Philologie, Soziologie usw. reihen sich hier nebeneinander; Länder, ethnische Gruppen und Sprachen sowie verschiedene gesellschaftliche Schichten tauchen auf, als ob der Sachindex bereits darauf hinweisen wolle, welches ein alles durchdringendes Phänomen das Sprichwort ist. Ausserdem ist ein sprachlich geordneter Index der besprochenen Einzelsprichwörter vorhanden. Der Namensindex ist vor allem von wissenschaftsgeschichtlichem Interesse. Er verweist einerseits auf berühmte Sprichwortbenützer wie Chaucer oder Gotthelf, andererseits auf die Namen von Parömiologen, deren Werke in verschiedenen Eintragungen besprochen werden.

Mieder betont in seiner Einleitung bescheiden, dass sich seine Übersicht hauptsächlich auf deutsche und englische Werke beschränke. Bereits eine kurze Durchsicht beweist jedoch, dass Mieder dem Titel der Bibliographie mehr als gerecht wird, tauchen doch Titel in Holländisch und Ungarisch ebenso wie in Französisch oder Russisch auf. Obwohl es sich hier um ein recht kostspieliges Werk handelt, so ist doch dessen Anschaffung besonders für Bibliotheken sehr zu empfehlen. Wolfgang Mieder, der selbst bereits an die siebzig Arbeiten zum Sprichwort verfasst hat, die sich von Literaturgeschichte bis zu den Massenmedien erstrecken, hofft mit dieser Bibliographie Anreiz zu weiterem internationalem Austausch zu geben. Indem er ein derartiges Nachschlagewerk zur Verfügung gestellt hat, schuf Mieder die besten Voraussetzungen für weitere fruchtbare Forschungsarbeiten auf dem Gebiet der Parömiologie. Regina Bendix

Conrad Laforte, Survivances médiévales dans la chanson folklorique. Poétique de la chanson en laisse. Québec, Les Presses de l'Université Laval, 1981. IX, 300 p. (Ethnologie de l'Amérique française).

Auf die zahlreichen Verdienste von C. Laforte für die französischsprachige Volksliedforschung einzugehen erübrigt sich an dieser Stelle, da den Lesern des «Archiv» in den vergangenen Jahren regelmässig die Publikationen aus seiner Feder vorgestellt wurden. In Ergänzung zu dem vielbändigen «Catalogue de la chanson folklorique française» liegt hier eine neue Abhandlung vor, die als Frucht der Tätigkeit am 1977 abgeschlossenen Katalog der «Chansons en laisse» zu betrachten ist. Die «laisse» ist eine isometrische, mit identischen Reimen oder Assonanzen ausgestattete, zehn- oder mehrfüssige Langzeile mit Zäsur, die das ältere französische Volkslied mit den *chansons de geste* gemeinsam hat. Nach der sorgfältigen Analyse eines riesenhaften Variantenmaterials, das aus allen frankophonen Ländern in Québec zusammengetragen wurde, konnte Laforte bereits früher 355 Volksliedtypen in der Kompositionsform der *laisse* katalogisieren. Da dieses Kompositionsprinzip dem Mittelalter angehört und viele Lieder dieses Typs ebenfalls vor das 16. Jahrhundert zurückverfolgt werden können, lag es nahe, diesen Verbindungen eine eigene Untersuchung zu widmen, um die bei der Einzelanalyse zutage geförderten Detailergebnisse zu einer Studie über das Weiterleben mittelalterlicher Elemente im französischen Volkslied zusammenzufassen.

Das Ergebnis besteht durch eine konsequent durchgehaltene Systematik der Vorgehensweise, die es dem Leser erlaubt, anhand der ausgiebig mitgeteilten Textproben den Gang der Untersuchung Schritt für Schritt nachzuverfolgen. Die *laisse* erweist sich als der kompositorische Kern zahlreicher langlebiger Liedtypen. In den einzelnen Liedern erscheint die *laisse* vielfach zusammen mit Keimreimen und Wiederholungen als Formelstrophe (*formule strophique*). Das Kernstück dieses Buches (S. 49–142) ist denn auch die Darbietung von Formelstrophen in Volksliedern des *laisse*-Typs, die teilweise bis ins 13. Jahrhundert zurückverfolgt werden können. Mit diesem Katalog verfügt die französische Volksliedforschung über ein neues und beneidenswertes Forschungsinstrument zum Vergleich und zur Altersbestimmung von Liedtypen bzw. ihrer formelhaften Teile.

In anderen Sprachgebieten, z.B. im deutschen, dürften sich die Probleme der Formelhaftigkeit in ganz ähnlicher Weise stellen, jedoch sind wir hier von der Schaffung eines solchen umfassenden Wanderstrophenkataloges noch weit entfernt.

In einem weiteren Teil des Buches wird die Funktion der Formelstrophe in bestimmten Liedtypen untersucht, wofür der Autor eine Methode entwickelt, die es ihm erlaubt, auf der Grundlage seiner Sammlungen in den Archives de Folklore in Québec alle bekannten Varianten eines Liedes in die Analyse miteinzubeziehen. Und endlich übernimmt der Verfasser es, aufgrund der zahlreichen evidenten Übereinstimmungen zwischen der mittelalterlichen Dichtung und den *chansons en laisse* aus mündlicher Überlieferung die wichtigsten gemeinsamen Motive (Blumenstrauss, Garten, Blumensprache, Nachtigall u.a. Vögel, Brunnen, Schäferin und Schäfer, Missheirat) vergleichend abzuhandeln, wobei er jeweils auch den besonderen Anteil der mündlichen Überlieferung an der Tradierung dieser Formeln herausarbeitet. Das Bauprinzip mit der *laisse* hatte im 15. und 16. Jahrhundert seine weiteste Verbreitung, lebte aber z.B. in den frankophonen Teilen Kanadas bis ins 20. Jahrhundert weiter. Die legendären *voyageurs* in der kanadischen Wildnis waren die letzten, die nach dem Prinzip der *laisse* neue Lieder dichteten und am Lagerfeuer sangen. Für alle, die sich künftig mit der Poetik des französischsprachigen Liedes beschäftigen, bildet die vorliegende Publikation eine unentbehrliche Arbeitsgrundlage. Der Autor selber hofft, dass andere ihn bei der Bewältigung zukünftiger Aufgaben unterstützen werden: «Nous ne pouvons qu'encourager ceux qui voudraient entreprendre des travaux sur les autres catégories, chansons strophiques, chansons en dialogue, chansons énumératives, etc.».

Rolf Wilh. Brednich

Albrecht A. Gribl, Unsere Liebe Frau zu Dorfen. Kultformen und Wallfahrtsleben des 18. Jahrhunderts. Dorfen, Druckerei/Verlag Norbert Präbst, 1981. XII, 597 S., 52 Abb., 7 Diagramme, 5 Karten, 2 Tabellen.

Es handelt sich hier um eine sorgfältige, dia- und synchronische Darstellung einer bayerischen Wallfahrt, deren Zielpunkt 60 km nordöstlich von München, zwischen Isar und Inn, liegt. Die Münchner Dissertation wurde von Leopold Kretzenbacher betreut. Von den 600 Seiten des Buches entfallen etwa zwei Drittel auf den Text, ein Sechstel auf die Anmerkungen und ein Sechstel auf den Anhang mit Tabellen, Karten, Diagrammen, Katalogen, Bibliographie und Register.

Der eigentlichen Wallfahrt, deren Beginn auf den Anfang des 18. Jahrhunderts zu legen ist, geht eine Kultentstehung voraus, die noch ein weiteres halbes Jahrhundert zurückliegt. Von Anfang an geht es um eine Anlehnung an Altötting, ja fast um ein Konkurrenz-Unternehmen; die Gründung einer Rosenkranz-Bruderschaft 1657 fördert die Verehrung des spätgotischen Marienbildes. Später entstehen dann allerdings Gründungs-Legenden, die den Ursprung ins frühe Mittelalter datieren. Bauliche und kultische Erweiterungen (in Richtung einer Passions-Verehrung) führen dann nach 1705 zu einem raschen Entstehen und Anstieg der eigentlichen Wallfahrt, und zwar unter dem gemeinsamen Anstoss des Freisinger Fürstbischofs, des Ortspfarrers und des Freisinger Diözesan-Visitors, der durch den Bau eines Priesterhauses die seelsorgerliche Versorgung der Wallfahrer garantierte. Das seit der Mitte des 17. Jahrhunderts gepflegte «Traditionswissen» ist in grossen Teilen nicht historisch fassbar, wirkte aber bis in unser Jahrhundert hinein nach und ist unverzichtbarer Bestandteil des Volkslebens und -glaubens.

Dem Verfasser gelingt es sehr gut, das «Beziehungsgefüge ... zwischen Einzelnem (z.B. Einzelwallfahrer), religiös gebundener Gruppe (z.B. Wallfahrerprozessionen) und Kirche (Amts- bzw. Pastoralkirche)» aufzuzeigen und das Ganze dann «in den Gesamtkomplex Volksleben und Volkskultur einzugliedern»

(S. 14). Teilnehmende Beobachtung, Archivstudien, Umfragen erlauben ihm, Kult-Entstehung, -Veränderung, -Verbreitung anschaulich zu schildern (Ableger des Gnadenbildes finden sich bis Tisis/Feldkirch im Vorarlberg und bis Wien!). Die Deutung religiösen Tuns ist nüchtern und respektvoll: es liegt, je nach moralischer und geistiger Haltung des Menschen, irgendwo zwischen frommer Verehrung und unreflektierter Anwendung; der Wallfahrer sucht in seinem Tun Identifikation mit der Gruppe und Promulgation des ihm widerfahrenen Heils. Der Verfasser übernimmt die in den sechziger und siebziger Jahren von den deutschsprachigen Wallfahrtsforschern erarbeiteten Grundbegriffe.

Die Hohe Zeit der Wallfahrt dauert nur wenige Jahrzehnte im «Volksbarock», setzte sich im 19. Jahrhundert in regionaler Geltung fort und «lebt in wenigen verbliebenen Wallfahrergruppen mit historischen Gemeinschaftsmotiven und (oder) traditioneller Bindung bis in die Gegenwart» hinein. Den Legenden, der Wallfahrtsarchitektur, dem sozialen Kontext wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt.

Das Buch ist übersichtlich gedruckt; vielleicht hätte man Karte 1 und Diagramm 1 auch im Anhang zu den übrigen Karten und Diagrammen stellen (oder noch besser: alle unter den Text, neben die zugehörigen Abschnitte, streuen) können; die photographischen Abbildungen sind ausreichend scharf und aussagekräftig.

Iso Baumer

Adaptation, change and decline in oral literature. Edited by *Lauri Honko* and *Vilmos Voigt*. Helsinki, Suomalaisen Kirjallisuuden Seura, 1981. 185 p., 10 Ill. (Studia Fennica, 26).

Ähnlich wie ein organisches Gebilde hat auch jedes Produkt des menschlichen Geistes ein Leben mit Entstehen, Weiterleben und Sterben. Und nicht nur Lebewesen, auch Gebilde der Kultur beeinflussen einander und passen sich örtlichen und zeitlichen Veränderungen an. All dies wird schön ersichtlich aus dem vorliegenden Band, der in englischer Sprache die Referate des zweiten Finnisch-Ungarischen Workshops enthält.

In *Tekla Dömötörs* Aufsatz über die Gattung der Glaubenssage enthält bereits die Frage, warum der Mensch schreckliche und pessimistische Geschichten liebt, die Feststellung, dass die Gattung auch in unseren Tagen nicht gestorben ist: seine neuen Glaubenssagen bevölkert jedoch der moderne Mensch anstelle von Hexen und Zwergen mit Ufos und ähnlichem mehr.

Lauri Honko betont die Wichtigkeit ökotypologischer Untersuchungen, denn ähnliche Volkserzählungen passen sich ihrer je verschiedenen Umgebung sowohl äusserlich (Familiarisation und Lokalisation), als auch innerlich an (Adaptation an die lokale Glaubenswelt, Funktionsänderung).

Adaptation findet jedoch nicht nur im Wandlungs- und Wanderungsprozess der mündlichen Tradition über zeitliche und sprachlich-geographische Grenzen statt, sondern auch, indem das mündlich Tradierte die Grenzen zwischen Folklore und Folklorismus und zwischen Volksliteratur und Hochliteratur überschreitet. *Vilmos Voigt* fordert daher ein intensiveres Studium des Folklorismus, und *Mihály Hoppál* liefert einen Beitrag zum Problem Hochliteratur – mündliche Literatur, indem er den Mechanismus des Erinnerungsprozesses anhand der mündlichen Adaptation einer Tolstoj-Erzählung untersucht. Schade, dass dem umgekehrten Prozess – Volksliteratur in der Hochliteratur – kein Aufsatz gewidmet ist!

Ágnes Kovács macht uns mit den altertümlichsten Märchentypen des in Vorbereitung befindlichen «Ungarischen Märchenkatalogs», nämlich mit den heroischen Märchen, bekannt. Faszinierend sind die angedeuteten Affinitäten, Interferenzen und Übergänge in den zumeist auf Kämpfen gründenden Heldenmärchen: man kann hier sozusagen von Adaptation innerhalb einer Gattung sprechen.

Fünf Aufsätze beschäftigen sich mit den äusseren und inneren Gründen des

Absterbens einzelner Gattungen bzw. mit ihrer «Schwundstufe». So bedeutet naturgemäss die Aufhebung der russischen Leibeigenschaft (1861) das Ende der Leibeigenen-Lieder im Ingermanland (*Ollio Albo*). Das Verbot der häuslichen Leichen-Aufbahrung in Ungarn verschiebt die Totenwachen-Lieder in Richtung Abschiedslied (*Imre Katona*); ähnlich stirbt seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das ingermanländische Toten- und Hochzeitsklagelied aus: der Einfluss der lutherischen Kirche sowie die geschichtlichen Ereignisse seit den zwanziger und dreissiger Jahren bewirkten, dass heute nur noch zwei Frauen diese alte Kunst beherrschen (*Aili Nenola-Kallio*). Auch die ob-ugrischen religiös-rituellen Lieder der Ostjaken und Wogulen weichen Liedern, die zwar mündlich tradiert, jedoch nicht mehr Volkslieder sind. Die improvisierten persönlichen Lieder, Archetypen des ob-ugrischen Volksliedes, leben aber weiter (*Eva Schmidt*).

Eine Verflachung kann man bei den ungarischen Volksballaden beobachten: die klassischen Themen werden durch Mord-, Unfall- und Krankenhaus-Geschichten sowie durch Räubergeschichten ohne gesellschaftlichen Konflikt ersetzt.

Eine besondere Art der Adaptation findet zwischen Wirklichkeit und Schwank bzw. Wirklichkeit und Witz statt. Witze und Schwänke werden gelebt und imitiert, lustige Begebenheiten des realen Lebens gehen als Erzählungen in die Überlieferung ein (*Seppo Knuutila*).

Urpo Vento untersucht schliesslich die weltweite Uniformierung und Kommerzialisierung des Weihnachtsfestes anhand des finnischen Festzyklus'.

Wenn man eine Bilanz der Aufsätze zieht, stellt man mit Resignation fest, dass manche Überlieferungen, welche gesellschaftliche und existentielle Probleme und Konflikte bewältigen helfen, aussterben oder in die Nähe des politischen Missbrauchs, der Sensation und des Kommerzes rücken. Wenn allerdings die Bewältigung eine negative historische Lebensform betraf, etwa die Leibeigenschaft, so trauert man den verschwundenen Liedern freilich nicht nach.

Katalin Horn

Walter Scherf, Lexikon der Zaubermärchen. Stuttgart, Alfred Kröner Verlag, 1982. XXII, 538 S., ill. (Kröners Taschenausgabe, 472).

Der Verfasser, im Bereich der Erzählforschung durch seine wissenschaftliche Ausgabe der Märchen von L. Bechstein (München 1965) bekannt geworden, hat mit seinem «*Lexikon*» ein Werk geschaffen, von dessen Benützung sich kein Märchenforscher dispensieren darf, und zwar nicht nur wegen der unerhört reichhaltigen Literaturangaben zu den einzelnen Artikeln. Mit Bewunderung stellt man sich die Zettelkästen vor, die er sich angelegt hat, und mit nicht geringerer Bewunderung konstatiert man, dass sie ein sehr lesbares Nachschlagewerk ermöglichen haben. Rund 120 Märchentexte werden, alphabetisch nach dem gängigen Titel angeordnet, besprochen, die meisten nach der Grimmschen Fassung, die übrigen nach andern, auch französischen, nordischen und russischen Sammlungen. Jeder Artikel weist vier Teile auf: 1. Druck(e) und Herkunft, 2. Inhaltsangabe, meist mit Hinweisen auf verwandte Fassungen, 3. Interpretation, 4. Sekundärliteratur. Während bei Punkt 4 gern auf andere Artikel verwiesen wird, enthält Punkt 1 häufig einsparbare Wiederholungen: dutzende Male wird erwähnt, dass eine der Hauptgewährsfrauen der Brüder Grimm, Dortchen Wild, später Wilhelms Frau wurde; dass der berühmte Wilhelm Busch eine Zeitlang Märchen gesammelt hat, wird ebenfalls mehrfach angeführt. Rückverweise hätten da ausgereicht.

Bei der Suche nach den jeweils ältesten Belegen sind Scherf mehrere eigene Entdeckungen gelungen, und verschiedentlich stellt er die Wandlungen von Märchen dar; dabei rechnet er, durchaus zu Recht, auch mit persönlichen psychischen Voraussetzungen der Nacherzähler (z. B. bei Mme d'Aulnoy und Jacob Grimm). Andererseits überrascht er gelegentlich mit der stillschweigenden An-

nahme von vorzeitlichem Alter gewisser Märchen: Das «Dornröschen» wird (wieder) mit der Edda in Verbindung gebracht (54); Shakespeare soll für den «Lear» ein Märchen vom Typus der «Gänsehirtin am Brunnen» benützt haben (145), während meines Erachtens der «Lear» viel eher zu solchen Märchen angeregt hat. Fraglich bleibt auch die Vermutung, «Die Königstochter auf dem Baum» habe «Spuren in der Heldensage hinterlassen» (249). Bei gleichartigen Motiven im Bereich der Legenden wird ebenfalls dem Märchen die Priorität zugesprochen (z.B. 329). Dabei ist das Lexikon über weite Strecken ein Lehrbuch für die Tatsache, dass Motive aller Art ungemein leicht austauschbar sind und somit für die Typen durchaus nicht konstitutiv sein müssen. (Max Lüthi hat das gültig so formuliert: «Das Märchen nimmt seine Motive, wo es sie findet.») Gerade unter diesen Umständen hätten einige Motive zusätzliche Hinweise verdient: Wenn ein Fuchs als eines der vielen «dankbaren Tiere» auftritt, weil ihm der Held einen Dorn aus dem Fuss gezogen hat (283), so geht das auf die antike Geschichte von Androklos und dem Löwen zurück. Die Bedeutung des Alten Testaments für Märchenmotive ist zwar mehrfach genannt, aber dass hinter der Errettung eines ausgesetzten Kindes das Vorbild des Moses steht und gleich anschliessend ein Gegenstück zum Uriasbrief folgt, bleibt unerwähnt (370). Thompsons Motivindex ist so gut wie nie angezogen.

Stärker interessiert hat Scherf das Verhältnis der Hörer zu den Erzählstoffen. Sehr oft hebt er hervor, dass, «wer viele Märchen gehört» hat (350), einen bestimmten Handlungsablauf erwartet (z.B. 317). Was der modische Strukturalismus auf abstrakte Höhe gehoben hat, wird damit auf der psychischen Ebene sinnvoll und verständlich. Psychisch motiviert Scherf auch das Bedürfnis nach Märchen: Der Zuhörer identifiziert sich mit dem Helden/der Heldin; aus dessen/deren «Selbstfindung» (so z.B. 184), meist in Form einer Lösung von Vater- oder Mutterbindung, allgemeiner im Erwachsenwerden, zieht er persönlichen Gewinn. Das ist zwar kein ganz neuer Gedanke, aber er ist hier konsequent für eine grosse Zahl von Märchen fruchtbar gemacht. Die Funktion der Unterhaltung ist darüber nicht ganz vernachlässigt. Eine wichtige Entdeckung ist, dass die von J.W. Wolf 1851 herausgegebenen Märchen in Kasernen erzählt worden sind (186 u. a.). Gut und wichtig sind auch die zahlreichen Hinweise auf Bearbeitungen für die Kinderstube.

Das ungemein anregende Buch ist über mehrere Register erschlossen. Nicht unerwähnt sei angesichts heutiger Verlagskalkulationen der märchenhaft niedrige Preis des umfangreichen Werks. Trümpy

Tekla Dömötör, Volksglaube und Aberglaube der Ungarn. Ins Deutsche übertragen von Mátyás Esterházy. Budapest, Corvina, 1981. 308 S., 61 Abb. auf Tafeln.

Das Buch sei «nicht für die Fachwissenschaft im engeren Sinne, sondern für die am Volksglauben interessierten Leser bestimmt», schreibt die Verfasserin in der Einleitung (16), aber es hält auch für die Fachleute eine Fülle wertvoller Informationen in übersichtlicher Anordnung bereit. Anders als ihre Vorläufer, die sie in einem wissenschaftsgeschichtlichen Abriss vorstellt, erscheint ihr eine ethnisch ausgerichtete Darstellung für das Thema als unangemessen (21); darum bettet sie die geschilderten Phänomene nach Möglichkeit in den gesamteuropäischen Kontext ein, obwohl sich ja die Ungarn nach Sprache und Herkunft von ihren deutsch-, rumänisch- und slavischsprachigen Nachbarn unterscheiden. Tatsächlich stösst der Leser immer wieder auf Glaubensvorstellungen und davon bestimmte Brauchformen, die auch im Westen Europas zu finden sind. Schon vor der Reformation, die sich in mehreren Gebieten des Landes bis heute hat halten können, stand Ungarn in engem Kontakt mit seinen Nachbarn. Trotzdem haben sich Relikte aus der Zeit vor der Landnahme und der Christianisierung wenigstens spurenweise erhalten, so, was die Ethnologie interessieren wird, schamanistische Vorstellungen.

Frau Dömötör präsentiert neben älteren Aufzeichnungen oft eigene Aufnahmen, darunter Sagen, Memorare und Zaubersprüche. Dass ihre Gewährsleute Dorfbewohner waren, werden auch stramme Gegenwartsideologen nicht tadeln wollen. Ausblicke auf unsere Zeit fehlen im übrigen nicht: Im Zusammenhang mit den ausführlich dargestellten Totenbräuchen wird z.B. neben dem Widerstand gegen die staatlich verordneten Leichenhallen auch erwähnt, dass «neuerdings» in den Dörfern Weihnachtsbäume auf Gräber gestellt werden (254f.). Für unser Land bemerkenswert sind die Abschnitte, die den lutheranischen und reformierten Minderheiten gewidmet sind, aber lesenswert ist das ganze Buch der hochgelehrten Autorin.

Trümpy

Fritz Klaus, Basel-Landschaft in historischen Dokumenten. 2. Teil: Der grosse Umbruch 1849–1882. Liestal, Kant. Schul- und Büromaterialverwaltung, 1983. 383 S., Abb. (Quellen und Forschungen zur Geschichte und Landeskunde des Kantons Baselland, 20.2).

Dieser Dokumentenband ist Teil eines auf vier Bände berechneten Werks, das auf Veranlassung der Kantonsregierung zur 150-Jahrfeier von Basel-Landschaft erscheint. Hatte im ersten, 1982 erschienenen Teil mit der Darstellung der Basler Trennungswirren und der Kantonsgründung die Politik vorgeherrscht, stellt nun Klaus unter Beizug der verschiedensten Quellen, vom Gesetzestext bis zur verborgensten Zeitungsnotiz, den sich fast überstürzenden wirtschaftlichen und sozialen Wandel dar (Stichworte: Eisenbahnbau, Industrialisierung, Krise der Landwirtschaft, Bevölkerungsmischung, Auswanderung usw.). Nicht ausser acht gelassen wird darüber die parallel verlaufende politische Bewegung hin zur direkten Demokratie; der junge Kanton ist ja hier in der Schweiz bahnbrechend gewesen.

Einer der grossen Vorzüge der Arbeit des Historikers Fritz Klaus ist das energische Herausstellen der Einwirkung dieser Vorgänge auf die sogenannte Volkskultur. Volkskundlich so reichhaltige Kapitel wie «Vom Bauen und Wohnen», «Was unsere Vorfahren assen und tranken», aber z.B. auch «Gesunde und kranke Tage», «Soldatenspiel und Ernstfall», «Strafwesen» oder Abschnitte über die Presse, das aufblühende Vereinswesen, die erschütternde Armennot, die Anfänge der Arbeiterbewegung, bieten eine Fülle wichtiger Informationen. Klaus kann sich neben sehr ergiebigem Zeitungsmaterial auch auf die seit 1863 von Lehrern verfassten Heimatkunden stützen, eine nach seinen Worten «einzigartige Dokumentation»¹.

Als kenntnisreicher Kulturhistoriker begnügt sich Klaus nicht mit der Darbietung gutgewählter Dokumente, sondern er gewichtet sie durch verbindende Texte und hilfreiche Anmerkungen wie auch sprechende Abbildungen. Er verdoppelt damit den Wert dieser wissenschaftlichen Ansprüche gerecht werden den Publikation, die zugleich ein Volksbuch im besten Sinne genannt werden darf.

Eduard Strübin

Nationalmuseets Arbejdsmark 1982. Redigeret af *Christian Ejlers*. Kopenhagen, Nationalmuseet, 1982. 191 S., Abb.

Das gediegen hergestellte, in hervorragender Qualität mit Photos bebilderte Jahrbuch des dänischen Nationalmuseums enthält Artikel und Berichte aus den verschiedensten Arbeitsgebieten. Die Zeitspanne reicht von Fundanalysen steinzeitlicher Wohnplätze auf Seeland um 5500 v. Chr. über die Untersuchung eines ägyptischen Sarkophags mit einer offenbar römischen Mumie bis zur Dokumen-

¹ Vgl. Eduard Strübin: Über Heimatkunde und schweizerische Heimatkunden im 19. Jahrhundert, in: SAVk 67 (1971) 41 ff.

tation kirchlicher Dienstgewänder der Gegenwart. Ausser vielleicht bei der Schilderung von Ereignissen aus den Tagen kurz nach dem Kriegsende 1945, der man in der historischen Bewertung noch dänische Sonderinteressen (und ein gut Teil Provinzialismus) anmerkt, stehen alle Artikel, auch Erstlingswerke von jüngeren Mitarbeitern, methodisch und inhaltlich auf einem sehr hohen Niveau, ohne für einen Laien unverständlich formuliert zu sein. Das ist meiner Ansicht nach eine vorbildliche Art der Wissenschaftspublizistik. Von besonderem und überregionalem volkskundlichem Interesse sind z. B. die Beiträge über die Analyse älterer photographischer Aufnahmen als teilweise nachgestellte, idealisierte Wirklichkeit (*Poul Mørk*, S. 46 ff.), über die funktionale Kontinuität im Grundplan eines Bauernhofes auf Bornholm seit dem 16. Jahrhundert (*Frode Kirk*, S. 73 ff.), über die feudale Kleidermode des frühen 17. Jahrhunderts anhand von Gräberinhalten (*Else Østergaard*, S. 88 ff.) und schliesslich über die relativ zurückhaltende und viele Traditionen bewahrende Reformation im Spiegelbild von kirchlichen Revisionsberichten des frühen 17. Jahrhunderts (*Sven Rask*, S. 118 ff.). Nicht ohne Humor (und mit einer Portion Sarkasmus gegenüber angeblich zu gutgläubigen Fachkollegen) ist der Artikel des Runologen *Erich Moltke* (S. 1 ff.) über «falsche Inschriften» formuliert; letztere sind zu einem eigenen Sammelgegenstand des Museums geworden. Otto Holzapfel

Thomas und Helene Finkenstaedt, Die Wieswallfahrt. Ursprung und Ausstrahlung der Wallfahrt zum Gegeisselten Heiland. Regensburg, Verlag Friderich Pustet, 1981. 192 S., Abb.

Im Jahre 1738 verspürte eine Bäuerin auf der Wies einige Tropfen im Angesicht einer unansehnlichen Figur des Gegeisselten Heilandes. Diese Figur wurde bald darauf zum Gnadenbild und zur vielbesuchten Pilgerstätte. 1745 wurde der Grundstein zu einer Kirche gelegt, die heute als Höhepunkt des bayerischen Rokoko gilt und jedes Jahr von Hunderttausenden aufgesucht wird. Wie ist eine solche Wallfahrt, die bald überregionale Bedeutung erlangte, die in der Aufklärung entstand und von deren Gnadenbild noch heute über tausend Kopien zeugen, zu verstehen? Um so mehr, als es sich nicht um die Verehrung eines neu zur Ehre der Altäre erhobenen Heiligen, sondern ausgerechnet um die Preisung einer der schrecklichen Szenen der Passion handelt, und eine Figur verehrt wird, die künstlerisch bedeutungslos ist und die doch eines der grossen Kunstwerke des 18. Jahrhunderts verursacht hat.

Diesen Fragen geht das Buch nach, indem es Entstehung und Ausbreitung der Wallfahrt zum Gegeisselten Heiland, der bedeutendsten Wallfahrt des 18. Jahrhunderts in Bayern, darstellt. Es breitet ein grosses Material aus und untersucht dieses nach den verschiedenen Richtungen. Die Verfasser stellen eine komplizierte und weitverzweigte Wallfahrtsgeschichte in verständlicher Sprache mit viel Sachkenntnis und innerer Anteilnahme dar. Da das Buch für einen grösseren Kreis berechnet ist, erschien der wissenschaftliche Apparat 1981 in Band 9 und 10 der Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, herausgegeben von W. Brückner und L. Kriss-Rettenbeck.

Bevor die Verfasser auf das Thema «Wies» eintreten, klären sie allgemeine, für die Wallfahrtsgeschichte der Wies grundlegende Fragen, wie die der Passion und ihrer Darstellung in der Kunst; sie schreiben über Karfreitags-Prozessionen und über die Geisselung und das Bild des Heilands an der Geisselsäule in seinen verschiedenen Varianten. Was ist über das sogenannte Tränenwunder zu sagen, wie wurde dieses zum Gnadenbild? Mit der Beantwortung dieser Fragen werden die Anfänge einer Wallfahrt zum Gegeisselten Heiland auf der Wies dargestellt. Die Verfasser werten dazu und für die übrigen Ausführungen auch erstmals die gedruckten Gnadenbüchlein und die 1978 wieder entdeckten Wies-Manuskripte aus dem 18. Jahrhundert aus. So können sie darstellen, welche Gnaden die Wall-

fahrer in der Wies erfahren haben, woher die Wallfahrer kamen und welchen Standes sie waren. Ausführlich wird gezeigt, wie die Wallfahrt sich weiter entwickelt hat, wie Devotio und Devotionalien waren. Die Verehrung des Gegeiselten Heilands von der Wies hat sich weit verbreitet. Sie ist geradezu ein Beispiel, wie Gnadenbild und Wallfahrt eines einzelnen Ortes sich ausbreiten können. Tausende wurden Mitglieder der Bruderschaft, die seit 1755 an der Wallfahrtskirche errichtet wurde. Im 19. Jahrhundert begann die Säkularisation der Wallfahrt. Das Rentamt Schongau wollte 1811 die Wieskirche versteigern, 1833 wurden einige tausend Motivtafeln vernichtet, womit eine wichtige Quelle der Volkskunde unterging. 1843 übernahm der Staat einen Teil der Kosten für den Wallfahrtspriester, und drei Jahre später erklärte er sich bereit, die Baulast zu übernehmen. Was über die Wallfahrt in unserem Jahrhundert ausgeführt wird, zeigt auch, wie eng Wallfahrt und Tourismus zusammenhängen und wie sich die Wallfahrt im Laufe der Zeit verändern kann.

Ein reiches Bildmaterial illustriert das Buch, das in seiner sachlichen Klarheit, in seinem Materialreichtum und in der Verbindung mit den grossen und allgemeinen Zusammenhängen einen Beitrag zum Wallfahrtswesen darstellt, der über die Wies hinaus bedeutsam ist.

Louis Carlen

Robert Muchembled, Kultur des Volkes – Kultur der Eliten. Die Geschichte einer erfolgreichen Verdrängung. Stuttgart, Klett-Cotta, 1982. 321 S.

Das Verhältnis zwischen der Kultur des Volkes und der Kultur der Eliten ist ein zentrales Thema der historischen Sozialwissenschaften und damit auch der Volkskunde; ein Thema, das gerade in letzter Zeit vermehrt in den Brennpunkt des Interesses gerückt ist. Der französische Historiker Robert Muchembled untersucht nun diese Frage im 1978 in französischer Sprache erschienenen und 1982 übersetzten Buch an einem Beispiel aus der Geschichte seines Landes. Im Zentrum seines Buches steht die frühe Neuzeit (1400–1800), dabei beschränkt er sich auf den pikardischen Sprachraum: jene Region zwischen der belgischen Grenze, der Normandie und der Champagne.

Wie konnte es geschehen, so fragt Robert Muchembled zu Beginn, dass die einst so reiche und lebendige Kultur des Volkes in diesem exemplarischen Gebiet nahezu spurlos unterging und dem Vergessen anheimfiel? – In einem Prozess, den Muchembled 'Akkulturation' nennt, erfolgte im untersuchten Zeitraum diese Zerstörung durch die hegemoniale, aufstrebende Kultur des jungen Bürgertums. Dabei handelte es sich um einen Prozess, der in den Städten seinen Anfang nahm, wie der Autor am Beispiel der Veränderung der städtischen Feste eindrücklich aufzeigt; diese Feste wandelten sich von burlesken und ausschweifenden Anlässen des Volkes hin zur Selbstdarstellung der herrschenden Bürgerschicht. Dies zeigt sich auch im Bereich des Religiösen: an Stelle der Volksfeste traten nach der Reformation die Prozessionen – langsam wurde eine Grenze zwischen Glauben und Alltagsleben gezogen.

Drastischster Ausdruck der Akkulturation ist für Muchembled die Hexenverfolgung, deren Erforschung er um eine weitere, diskussionswürdige These bereichert: es gab in der frühen Neuzeit, so der Autor, nicht mehr Hexen als im Mittelalter, aber die Einstellung der Richter zur Hexerei hatte sich verändert. Die Richter bekämpften nicht die Hexerei per se, sondern sahen sie als Manifestation der ländlichen Volkskultur an. Ihr lag ein oberflächlich christianisiertes, im Kern aber magisches Weltbild zugrunde, das traditionell von den Frauen weitergegeben wurde. Leben und Tod erschienen nach dieser Philosophie nicht streng voneinander abgegrenzt, Krankheit und Tod nicht natürlich, sondern von omnipräsenten, übermenschlichen Kräften verursacht. Der Mensch war in dieser Konzeption immer ein wenig Magier, die Hexe verfügte indes noch über zusätzliche Trümpfe. Die als Hexen verbrannten Männer und Frauen ihrerseits waren

«passive Spielbälle eines ihnen unverständlichen Wandels, Opfer eines Akkulturationsprozesses der Landgebiete» (S. 258). Dieser Prozess war im wesentlichen um 1680 abgeschlossen und konnte dann mit subtileren Mitteln weitergeführt werden, unter anderem mit Druckerzeugnissen, zunächst mit Bilderbogen, später mit den billigen Schriften der berühmten 'Bibliothèque Bleue de Troyes'.

Robert Muchembled schlägt in seinem Werk trotz der regionalen Beschränkung einen grossen Bogen, der mehrere Jahrhunderte umspannt. Darin liegt wohl mit ein Grund, dass sich sein Buch ausserordentlich spannend liest. Problematisch erscheint jedoch der unreflektiert vorgetragene Volksbegriff: die begriffliche Präzisierung dessen, was mit dem Terminus 'Volk' gemeint ist, erschöpft sich weitgehend in der Bestimmung als 'ländliche und städtische Unterschichten'. Die Eingangsbemerkung des Autors verrät einiges mehr: «Die Volkskultur ist keine Erfindung von Historikern, die nach originellen Forschungsgegenständen Ausschau halten, sondern vielmehr ein wahres Atlantis, das vermutlich nur deshalb erst in jüngster Zeit entdeckt wurde, weil es zu den Besiegten der Geschichte gehört» (S. 9). –

In der Begeisterung für diese 'Volkskultur' könnte sich leicht eine romantisierende und ideologisierende Unschärfe verstecken – sie liesse sich unter anderem mit einer begrifflichen Klärung vermeiden. Eine weitere grundsätzliche Bemerkung drängt sich auf: Ist es – trotz der Fülle des vorgetragenen Beweismaterials – überhaupt gerechtfertigt, von einer 'Zerstörung der Volkskultur' gerade im untersuchten Zeitraum der frühen Neuzeit zu sprechen? Aus anderen Untersuchungen (Emanuel Le Roy Ladurie / Claude Schmitt) wissen wir um die fortwährende Unterdrückung der Volkskultur während des ganzen Mittelalters – sie lassen den Bruch, den Robert Muchembled nun in der frühen Neuzeit zeichnen will, nur schwer zu – Unterdrückung und Zerstörung der Volkskultur, so müßte man demnach schliessen, ist ein Prozess, der nicht erst in der frühen Neuzeit begann.

Es ist aber dennoch ein Verdienst des Klett-Cotta Verlages, diese Untersuchung durch die Übersetzung und Aufnahme in die vorzügliche Reihe 'Kultur und Gesellschaft' einem breiteren Publikum zugänglich zu machen.

Dominik Landwehr

Theodor Michel, Schützenbräuche in der Schweiz. Frauenfeld-Stuttgart, Verlag Huber, 1983. 224 S., Abb.

Eine moderne Darstellung des Schützenlebens in der Schweiz, eines für dieses Land so bedeutenden Phänomens, war seit langem ein Desideratum. Michel legt eine reich illustrierte Gesamtdarstellung vor, die gerade in Schützenkreisen auf Anerkennung stossen wird. Seit Jahren beschäftigt sich der Autor mit dem Schützenwesen. Er ist Verfasser einer Monographie über die Gesellschaft der Feuerschützen in Basel. Die vorliegende Arbeit fusst hauptsächlich auf Sekundärliteratur, ausgenommen die Basler Verhältnisse, die Michel aus eigener Forschung kennt. Die Darstellung gliedert sich in verschiedene Sachbereiche vom frühen Schiessen auf den Papagei über die Schützenbruderschaften bis hin zu den Gaben und den Figuranten. Dem Schützenwesen im 19. Jahrhundert wird zu Recht ein besonderer Platz eingeräumt, mit seinem Fahnenkult und dem rednerischen Pathos. Die Einteilung erweist sich allerdings nicht als zwingend. Überschneidungen und Wiederholungen sind so unvermeidlich. Das Buch bietet aber reiche Informationen. Es ist das Verdienst Michels, ein vielschichtiges Material zusammengetragen zu haben, das durch einen soliden Anmerkungssteil erschlossen ist. Eine souveräne Darstellung ist dem Verfasser allerdings nicht gelungen. Zu sehr reihen sich Informationen an Informationen, mit gelegentlichen Widersprüchen. Die Sprache wirkt manchmal schwerfällig. Was sollen Formulierungen wie: «Die Sitte des Königtums hatte bis in die Neuzeit auch beim Schiessen mit Feuerwaffen Geltung» (S. 22), oder, in Bezug auf die bemalten Schiessscheiben: «eine bunte Palette von

naiver Bauernmalerei bis zu alter Volkskunst und oft auch dekorativem Prunk». (S. 60). Bedauerlicherweise wird das moderne Schützenwesen kaum erwähnt. Gerade bei den Abbayes der Waadt hätte sich ein vielseitiges Bild aktuellen Volkslebens ergeben. Ein Sachregister wäre unbedingt nötig gewesen. Die Abbildungen sind instruktiv und machen den Band zu einem echten Schaubuch, auch wenn die Qualität der Wiedergabe ungleich ist. Zuweilen hat sich der Verlag mit Sekundärvorlagen begnügt.

Paul Hugger

Jahrbuch für Volksliedforschung. Im Auftrag des Deutschen Volksliedarchivs hrsg. von *Rolf Wilb. Brednich*. 26. Jahrgang, 1981. Berlin, Erich Schmidt Verlag 1981. 246 S., Notenbeispiele.

Hannjost Lixfeld weist in seinem den Band eröffnenden Beitrag zur Theoriegeschichte der Volkskunde («Zur Kontextforschung in der Folklorewissenschaft der Vereinigten Staaten von Amerika») auf die bei der Definition der Begriffe «Folklore» und «Volkskunde» auftauchenden Probleme hin und macht dafür auch die das gegenseitige Verstehen hemmenden Schwierigkeiten sprachlicher Art verantwortlich. Er hat sich deshalb für die Übersetzung eines ihm besonders wichtig scheinenden Aufsatzes des amerikanischen Kollegen *Dan Ben-Amos* im vorliegenden Jahrbuch eingesetzt, der unter dem Titel «Zu einer Definition der Folklore im Kontext» unmittelbar anschliesst. Ben-Amos ist der Ansicht, Folklore sei als Prozess zu verstehen; dann sei sie «nicht notwendigerweise marginale Projektion oder Reflexion», sondern könne «als eigenständige Interaktionssphäre betrachtet werden». Zwei verdienstvolle Arbeiten des Bandes befassen sich mit den Liedern der hutterischen Brüder: *Helen Martens*, Autorin einer leider ungedruckten amerikanischen Dissertation über die Gesänge dieser ältesten Täufergemeinschaft, untersucht insbesondere die Beziehungen solcher Lieder zum Meistergesang im 16. Jahrhundert, während *Rolf Wilb. Brednich* einen weitausholenden Überblick über «Beharrung und Wandel im Liedgut der hutterischen Brüder» entwirft, den er im Untertitel als «Beitrag zur empirischen Hymnologie» bezeichnet. Brednich hatte sich in den Jahren 1975, 1977 und 1979 während Monaten als temporäres Mitglied eines Bruderhofes unter den Hutterern in Kanada aufgehalten und dort intensive Feldforschung betrieben. Er umreisst Herkunft und Geschichte dieser konservativen, streng asketisch lebenden Gemeinschaft, deren Singanlässe, das Melodienrepertoire, die Aufführungspraxis und die Quellen der Gesänge. *Dietrich Schmidtke* gibt in seinem «Zwei Lieder aus einer Brünner Handschrift» betitelten Beitrag aufschlussreiche Hinweise zur frühen deutschen Fastnachtliedtradition, und *Hartmut Braun* steuert in seiner Studie «Zur Melodie des Liedes 'Es gieng ein fraw gar wolgetan'» weitere Einzelheiten zu einem dieser Lieder bei. «Totenbrauch und Totenlied in Fladnitz, Schrems und Fladnitzberg (Oststeiermark) lautet das Thema von *Helga Thiels* Aufsatz, in dem die Verfasserin die Ergebnisse ihrer Feldforschungen in jenem Raum vorlegt. Ein «obligatorisches» und ein «fakultatives Wachtlied» sind mit vollständigem Text und der Melodie beigegeben. Im Anhang stellt die Forscherin ein «Verzeichnis der Lieder zur Totenwache» aus vier handschriftlichen Liederbüchern zusammen. Mitten in die Gegenwart hinein führt *Barbara James* mit ihrer lebendigen Beschreibung des Wirkens eines deutschen Strassenmusikanten und der Registrierung von dessen umfangreichem Liedgut. Die restlichen Beiträge schreiben *Manfred Blechschmidt* («August Schreyer und das Lied vom Vogelbeerbaum»), *Christoph Petzsch* («Absagelieder bei den 'meistern'»), *Heinz Rölleke* («'Warum bist du denn so traurig?' Eine Volksliedaufzeichnung im Nachlass der Brüder Grimm») und *Heinke Binder* («Arthur Kopp, 1860–1918, eine erste Würdigung»). Das wiederum von Jürgen Dittmar umsichtig redigierte Jahrbuch enthält am Schluss ausser einigen «Kleineren Mitteilungen» zahlreiche Besprechungen von Publikationen und Schallplatten.

Hans Peter Schanzlin